



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1937

8 (1937)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 8

August 1937

55. Jahrgang

Das Paradies

Zum Feste Mariä Himmelfahrt

*Jungfrau und Mutter, Tochter deines Sohnes,
demütig-hehr vor aller Kreatur,
Vorauserkorene des ew'gen Thrones!
Du hast geadelt die menschliche Natur,
so, daß es ihren Schöpfer nicht verdrossen,
selbst ihr Geschöpf zu sein auf ird'scher Flur.
Aus dir hat wieder sich die Lieb' ergossen,
durch deren Glut im ew'gen Frieden hier
das Wunder dieser Blume ist entsprossen.
Der Liebe Mittagsleuchten sehen wir,
die Menschen seh'n, die noch mit Trübsal ringen,
der Hoffnung wahren Lebensborn in dir.
Du bist so groß, so mächtig im Vollbringen,
daß, wer das Heil will und zu dir nicht geht,
des' Wille sucht zu fliegen ohne Schwingen.
Du hilfst nicht dem allein, der Hilf' erfleht;
oft bist du mit barmherzigem Gemüte
hilfreich zuvorgekommen dem Gebet.
In dir ist Mitleid und in dir ist Güte
und Großmut und jedwede Kraft so groß,
wie Gutes im Erschaff'nen je erblühte.*

Dante Alighieri † 1321

Das Hochfest der Gottesmutter

Maria ist am Ende ihrer Pilgerwanderung. Ihr Scheiden ist selig und verklärt wie ein reiner Augustabend im ruhigen Alpenglühen. Maria hatte ihre Aufgabe hienieden mit treuer Mutter- und Gottesliebe gelöst. Sie ist Vorbild und Königin aller, die um Vollendung ringen, sie ist die Krone aller Vollendeten.

Glücklich, wenn wir unsere kleine Aufgabe so erfüllen, wie Maria ihre große, weltbefreiende erfüllt hat.

Jede Seele, die Gott in die Welt schickt, hat damit auch ihre Mission erhalten. Welche ist die meine?

„Selig bist du, Jungfrau Maria, denn du hast den getragen, der alles gemacht hat! Ja, du hast den geboren, der dich erschaffen hat, und bleibst immerdar Jungfrau.“ (Offertorium der Vigil). Die Kirche betet in der Vigilmesse: „O Gott, der du die seligste Jungfrau Maria in Gnaden zu deiner Wohnstatt erkoren hast, wir bitten dich, gib, daß wir durch ihren Schutz gesichert mit Freuden an ihrer Feier teilnehmen können.“

In der Epistel zeigt sie mit Worten des Alten Bundes (Eccl. 24, 23—31) die Herrlichkeiten der Gottesmutter, zu deren Fest wir rüsten: „Einem Weinstock gleich“, so spricht Maria, „erblühe ich mit lieblichem Duft, und meine Blüten tragen herrliche Frucht. Ich bin die Mutter der schönen Liebe und der Gottesfurcht, die aus Erkenntnis und heiliger Hoffnung lebt. Bei mir ist Gnade erleuchteten Wandels, bei mir alle Zuversicht tugend-samen Lebens. Zu mir kommet alle, die ihr nach mir Verlangen traget! Ihr dürft euch sättigen an meinen Früchten! Denn mein Geist ist süßer als Honig und mein Erbe wonnereicher als Honig und Honigseim. Mein Andenken überdauert alle Geschlechter der Jahrhunderte. Wer von mir kostet, hungert noch mehr, wer von mir trinkt, den dürstet noch mehr. Wer auf mich hört, der wird nicht zuschanden und wer sich um mich bemüht, der sündigt nicht. Die über mich Licht verbreiten, erhalten das ewige Leben!“

Was Wunder, wenn die Frau im Evangelium von der Erhabenheit Christi Mutter überzeugt, Maria selig preist, da sie den Heiland tragen und nähren durfte und der Heiland selbst Marias inneren Wert verkündend hinzufügte: „Ja, selig, die Gottes Wort anhören und es bewahren.“ (Mt. 11, 27, 28).

Diesem Evangelium schließen wir uns an, wenn wir bei der Darreichung der Opferspeisen, welche die Kirche beim Offertorium in unserem Namen auf den Altar legt, Maria preisen, die Speise und Trank und all das Ihre persönlich dem Herrn darboten durfte, der als Urheber der Welterschöpfung ihr vordem alles gegeben und sie trotzdem zu seiner Mutter erwählt hatte. Möge sie jetzt für uns bitten.

„Glückliche Jungfrau Maria, die du den Sohn des ewigen Vaters unter deinem Herzen getragen hast!“ (Kommuniongebet der Vigilmesse). Denken wir an die letzte eucharistische Wegzehrung unserer himmlischen Mutter auf Erden.

In welchem Lichte sieht Maria jetzt die wunderbare Begnadigung, die sie zur Heilandsmutter gemacht hatte, wenn damit auch ihr Weg von Passionsblumen umsäumt war. Es öffnet sich der Scheidenden eine Glorienbahn ewiger, ungemischter Gottesfreude. Selige Heimfahrt der heiligen Jungfrau, die im Leben so inniglich mit Christus verbunden war!

„Gib, erbarmender Gott, durch dein Sakrament unserem gebrechlichen



Mariä Himmelfahrt

Wesen die nötige Stütze, damit wir am Vorabende des Festes der heiligen Gottesgebälerin auf ihre Vermittlung aus allem, was an uns noch unrecht ist, uns aufzuraffen vermögen.“ (Kommuniongebet der Vigilmesse).

Die Gottes Speise, die wir mit Dank und Lobpreis an Maria empfangen haben, werde uns zur Wegzehrung für alle Mühsal des Tages und erwirke uns einmal am Ende der Tage einen glückseligen Tod!

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Der erste Sonntag auf der Missionsstation

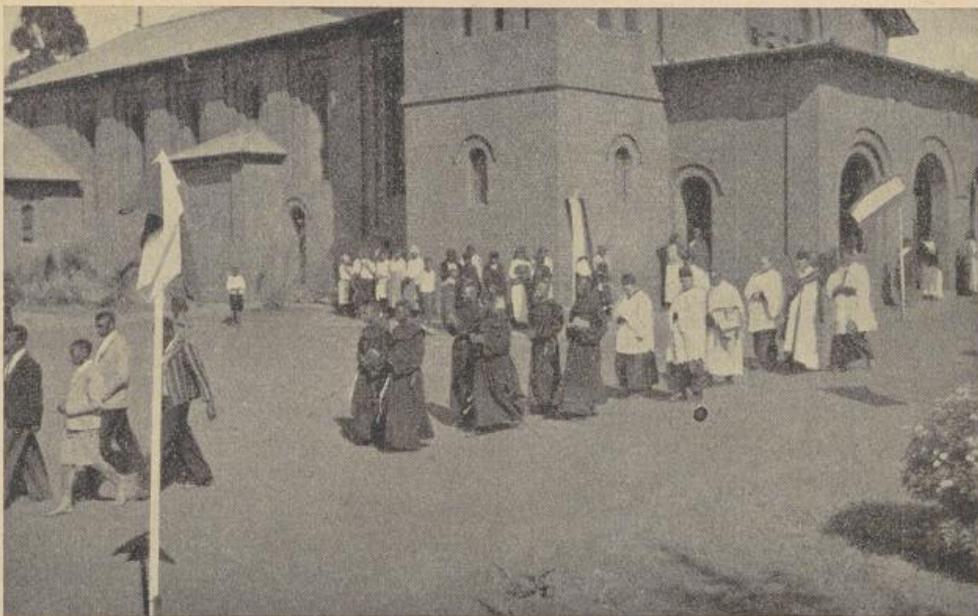
22. 1. 23. Heute Morgen erkundigte ich mich sofort bei den Schwestern, was ich morgen, Sonntag, zu tun habe. Am Morgen hl. Kommunion austheilen für die Leute und Kinder auf der Station. Um 11 Uhr hl. Messe und Segen für die Eingeborenen. Das wäre nun freilich eine leichte Aufgabe gewesen, aber nach der hl. Messe sollte ich die gewöhnlichen Gebete in der eingeborenen Sprache vorlesen. Das war die erste Nuß, die es zu knacken gab und dabei konnte man sich schon manchen Zahn ausbeißen.

Den ganzen Samstag mußte ich mich üben in der Aussprache. Besonders die Klig- oder Schnalzlaute wollten garnicht gehen. Den ganzen Vormittag saß ich unter dem weißen Strohdach vor meiner Hütte und schnalzte darauf los wie ein übermütiger Schusterjunge; dabei war ich aber gar nicht so übermütig aufgelegt; der Schweiß stand mir auf der Stirne, aber nicht von der Hitze, sondern von meiner ehrlichen Anstrengung und der Angst, wie das morgen gehen soll.

In der Zulusprache kann man den größten Unsinn sagen, wenn man ähnlich lautende Wörter verwechselt, zum Beispiel heißt es im Gebet nach der hl. Messe: Lasset uns beten, o Gott, der du unsere Zuflucht bist und Stärke . . . das heißt in der eingeborenen Sprache: masikuleke, Nkulunkulu, o'inqaba yetu. Ein Missionar verwechselte die Worte und betete: masikuhleke, Nkulunkulu, o'liqaba letu d. h.: Lasset uns lachen, o Gott, der du unser Heide bist . . . Einmal wollte ich einige Männer auf dem Wege freundlich grüßen und sagte: sanibona madada; da lachten sie, denn das hieß: seid gegrüßt ihr Enten. Ich hätte sagen sollen: sanibona madoda, seid gegrüßt ihr Männer.

Also die Sprache war das erste Opfer und das Herz schlug mir bang in der Brust. Aber ich hatte einen kräftigen Mahner zum Opfer neben meiner Hütte, es war das Grab des ersten Missionars dieser Station.

Er hatte den Heldentod gefunden als Opfer seiner Pflicht. Eines Tages wurde er zu einem Kranken gerufen. Eifrig, wie er war, sattelte er sofort sein Pferd, holte das Allerheiligste aus dem Tabernakel und verwahrte es in goldener Kapsel auf der Brust. Dann ritt er hinunter an den Fluß. Er wollte durchreiten. Aber drüben standen Eingeborene, die ihn warnten: „Vater, geh' nicht hinein! Heute ist es zu reizend. Es ist dein Tod. Der Fluß ist durch das Gewitter vor einer Stunde mächtig angeschwollen. Die Strömung reißt ganze Felsen aus dem Flußbett.“ Aber die Warnung war umsonst. Das Apostelherz wagt alles, auch das Leben, um einem Sterbenden den letzten Trost zu bringen. Das Pferd weigert sich voranzugehen, es ahnt die Gefahr und will sich bäumen. Ein beißender Peitschenhieb treibt es in die schäumende Flut. Das treue Tier findet keinen festen Boden unter den Füßen. Die tobenden Wellen reißen alles mit fort. Ein kurzer Kampf mit den wilden Wassern und Roß und Reiter verschwinden und über sie hinweg wälzen sich brausend und gurgelnd die schmutzigen Wogen. Es war unmöglich, zu Hilfe zu kommen, und erst einige Stunden später wurde die Leiche des tapferen Priesters geborgen. Er wurde bestattet auf dem Friedhof neben seiner Hütte. Das Grab dieses



Auf dem Weg zum Weihaltar

Photo: Eingeborenen-Priesterseminar Mariathal, Südafrika

Helden rief mir beständig die Worte des Herrn ins Gedächtnis: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

23. 1. 23. Heute ist Sonntag, mein erster Sonntag auf der Missionsstation. Eine sengende Sonne taucht alles in blendendes Licht, wie alle Tage. Um halb 11 Uhr himmelt unsere kleine Glocke zum ersten Mal. Von allen Seiten sieht man Eingeborene heranwallen, Christen in sauberer Kleidung, in schmutzigen Fetzen die Heiden, die sich auf die Taufe vorbereiten wollen. Ich halte mich in der Hütte versteckt und luge nur dann und wann zwischen den Vorhängen hinaus. Immer mehr Leute sammeln sich auf dem freien Platz um die Kapelle. Ich kann wohl beobachten, wie sie immer wieder nach meiner Hütte deuten und heftig gestikulieren.

11 Uhr. Die Glocke ruft zum Beginn des Gottesdienstes. Nun kommt die erste Begegnung mit meinen schwarzen Schäflein. Die Leute stehen bereits Spalier von meiner Hütte bis zum Kirchlein. Ich muß notwendig hindurch durch diese Menschengasse. Kaum trete ich aus der Hütte, da fliegen die schwarzen Arme in die Luft, lachende Gesichter wenden sich mir zu und ein begeistertes E, baba! aus allen Kehlen dröhnt durch die Sonntagsstille. Ich kann nur danken mit erhobener Hand. Eine unsagbare Freude legt einen feuchten Flor um meine Augen. Aus bebender Brust steigt ein stummer Schrei zum Himmel: Herr, laß mich ein guter Hirte dieser Herde werden.

Der Gottesdienst beginnt. Ich trete aus der Sakristei an den Altar und stimme an: Asperges me, und die ganze Gemeinde fährt fort im lateinischen Choral; es sind etwa 150 Leute. Der Gesang braust mächtig und kräftig durch den kleinen Raum und stimmt alle Herzen festlich. Ich schreite langsam durch die Reihen und besprenge zum ersten Male meine schwarzen Kinder mit dem geweihten Wasser. Ich fühle, wie aller Augen sich auf mich heften und darin zu lesen versuchen: ob er uns wohl lieb hat, unser neuer Vater?

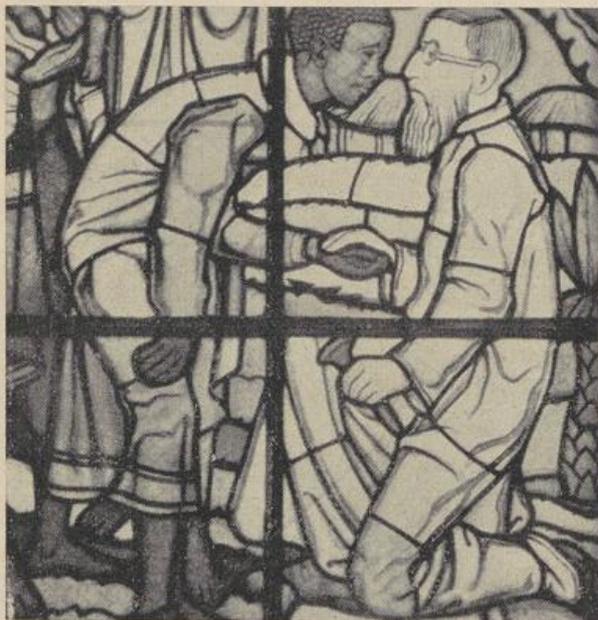
Ich kehre in die Sakristei zurück. Aus der Mitte der Gläubigen tritt ein Mann hervor, sauber gekleidet, in mittleren Jahren, groß und stark, stellt sich vor die Kommunionbank, liest das Evangelium und beginnt zu predigen, es ist der Katechet. Von der Sakristei aus beobachte ich ihn. Ja, so möchte ich predigen können! Er arbeitet mit Händen und Füßen, ein echter Zulu. Seine Worte sind Feuer, seine Stimme dröhnt, seine Augen rollen und funkeln, ein geborener Redner, ein begeisterter Prediger. Ich verstehe nichts davon, aber ich sehe, daß die Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit folgen. Niemand schläft und das Wort Gottes fällt auf fruchtbaren Grund.

Nach einer Viertelstunde beginnt die hl. Messe. Ich bin ganz zerstreut. Der kräftige Gesang des Volkes umbraust und umbrandet mich und ich kann mich dem Zauber dieser fremden Laute nicht entziehen. Der liebe Gott wird schon verzeihen, was ich heute alles verkehrt mache, es ist wahrhaftig begreiflich.

Nach der Dankagung kehre ich wieder fluchtartig in meine Hütte zurück. Dort wartet schon das Frühstück auf mich: ein Teller Maisbrei, Brot, 2 Eier, Butter und Kaffee. Die Schwarzen hocken am Boden um die Kirche herum und löffeln aus einer Büchse, die sie mitgebracht haben, ihren Maisbrei, das National-Futter der Schwarzen.

Nach einer halben Stunde ruft die Glocke zum Segen. Wieder ist das Kirchlein gefüllt bis auf den letzten Platz und die kräftigen Gesänge des Volkes rauschen durch den heiligen Raum. Fast alle Lieder sind deutsche Melodien, wohlbekannte Klänge der Heimat, nur der Text ist kaffrisch.

Nach dem Segen wieder in die Hütte. Die neuartigen Eindrücke des ersten Sonntags haben mich wirklich müde gemacht und Freude und Leid zugleich wogen auf und nieder in der stürmischen Brust. Da klopft es. „Herein!“ Eine Schwester tritt ein: „Vater, die Leute wollen Sie sehen und sprechen.“

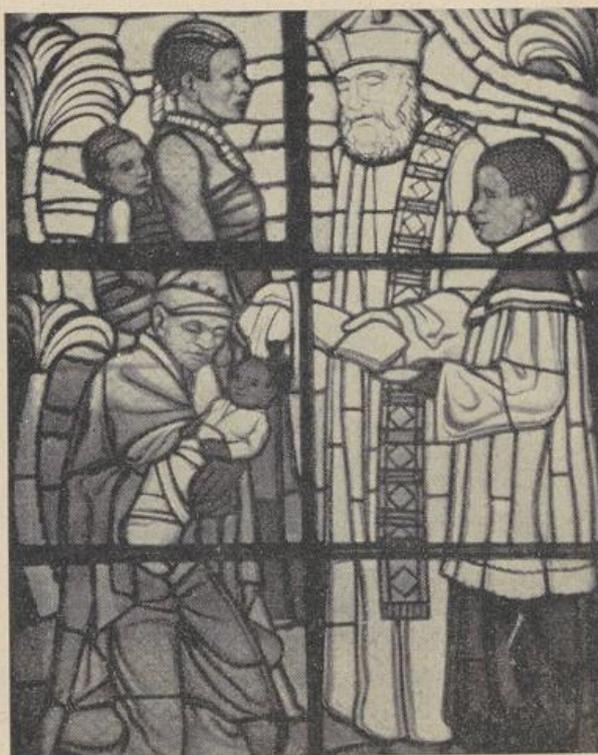


Buntfenster im Piusseminar
Leibliche Werke der Barmherzigkeit in der Mission
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

„Was sprechen? Mich trifft der Schlag! Ich verstehe sie nicht und die verstehen mich nicht!“ „Nein Vater, ich werde den Dolmetscher machen.“ „Gut!“

Ich raffe mich zusammen und trete aus der Hütte. Die Pulse hämmern. Vor der Hütte unten ist das Volk versammelt. Sofort fahren die Arme in die Luft: E, ba-ba! Ein Schrei aus hundert Kehlen. Nun tritt der Katechet vor und hält seine Begrüßungsansprache. Die Schwester übersetzt mir Saß für Saß. Leider habe ich seine feurigen Worte vergessen, aber das weiß ich noch, daß ich zu tiefst ergriffen war. Es war mir fast unmöglich darauf zu antworten, so

würgte es in der Kehle. „Christen, Vater und Mutter habe ich verlassen und Heimat und Freunde und Hab und Gut, um zu euch zu kommen, fern von Europa, über das weite Meer.“ Nach jedem Satz unterbricht mich ein donnerndes: „E, baba!“ „Ich möchte euch ein guter Hirte sein, seid ihr mir gute Kinder!“ „Sebo, baba!“ Sicherlich, Vater! Alle Gesichter strahlen, die weißen Zähne blitzen aus dem schwarzen Gesicht. Ich gebe noch den Segen mit der Hand und glücklich und froh lachend und plaudernd ziehen sie heim, diese Kinder der Wildnis, die unter ihrer schwarzen Haut ein so leidenschaftliches Herz tragen.



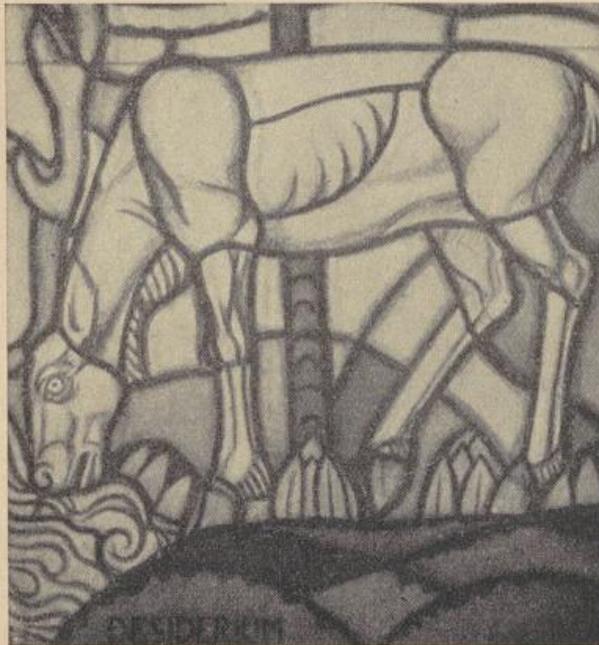
Buntfenster im Piusseminar
Taufe in der Mission
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

Nach dem Mittagessen kommt die Schwester Lehrerin wieder. „Vater, ich lade Sie ein, wir gehen heute in den Urwald.“ Da stimme

ich zu. Der Urwald war nicht weit. Er begann eigentlich unmittelbar hinter meiner Hütte. Wieder eine halbe Stunde. Draußen vor der Hütte wird es lebendig. Das helle Lachen der Kinder erinnert mich daran, die Schule ist bereits marschfertig. Ich trete heraus in Reitkleidung mit Tropenhelm, weißer Tasche und Reithose. Die Jungen stürmen voraus, wilde Rangens. Jeder hat (wenigstens) zwei Stöcke bei sich um sich gegen die Schlangen zu wehren, aber auch um sich gegenseitig zu verdrängen.

Bald nimmt das undurchdringliche Laub des Urwaldes uns auf. Mächtige Baumriesen, von Schlingpflanzen überwuchert, greifen ineinander. Dicke Stämme, morsch vom Alter oder gegnickt vom Sturme liegen am Boden. Wir schreiten im Gänsemarsch auf schmalen Pfad hintereinander. Sobald eine Schlange in Sicht kommt, stürzen sich die Buben mit wildem Geschrei darauf, die Hiebe prasseln nieder auf das arme Geschöpf und dann wird das erschlagene Gezücht weit hineingeschleudert in die Wildnis.

Es liegt ein merkwürdiges Geheimnis auf diesen Tieren. Die Schwarzen sind daran gewöhnt und doch erschrecken auch sie, wenn ihnen eine Schlange begegnet. Es lastet noch etwas vom Fluche aus dem Paradiese auf diesem ekeligen Gewürm. Es ist leider unmöglich sie auszurotten, sie sind zu viele. Es wäre ein nutzloses Beginnen wie bei uns in Europa, wenn man die Mäuse vernichten wollte. Aber es klingt auch wie ein Wunder. Es werden viel weniger von Schlangen gebissen, als man vermuten sollte. Bis heute ging noch kein Missionar durch Schlangenbiß verloren. Die schwarzen Kinder springen mit ihren nackten Beinen oft so sorglos im



Buntfenster im Piusseminar
Sehnsucht nach den Quellen des Heiles
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

hohen Gras herum, aber durch ihr Geschrei verscheuchen sie die scheuen Tiere. Lärm ist der beste Schutz gegen diese Gefahr. Die Schlange weiß aus Erfahrung, der Mensch ist ihr ärgster Todfeind und darum weicht sie ihm aus.

Unser Urwald ist eigentlich nur eine Schlucht. Rechts und links steigen dicht bewachsene Felswände auf. Hinter den Felsen ducken sich die Affen. Die Buben werfen mit Steinen darnach, aber keiner wird getroffen, sie sind zu scheu, diese drolligen Tröpfe des Urwaldes. Kaum ist ein Stein aufgefallen, lugen sie schon wieder hervor wie übermütige Kinder und grinsen, als wollten sie uns aus-

lachen. Sie sehen sofort, wenn sich wieder ein Arm erhebt zum Wurfe und blitzschnell sind sie wieder hinter dem Felsen verschwunden.

Nach etwa einer halben Stunde Wanderung stehen wir am Ziele. Vor uns stürzt aus etwa 15 m Höhe ein herrlicher Wasserfall herab. Unten spritzt der Gischt empor und fällt als Sprühregen zurück. Die Wasser schäumen. Die Wucht des Falles hat ein weites Felsenbecken ausgespült, ein herrliches Bassin zum Baden. Die Buben stürzen sich mit wilder Freude, johlend und schreiend in das kalte Wasser.

Dunkler und kühler wird es im Urwald. Die sinkende Sonne mahnt uns zur Heimkehr. Auf demselben Wege geht es zurück. Die letzten Stunden des Abends überdenke ich nochmals die aufregenden Erlebnisse des Tages. Der Lärm verrauscht, stille wird es auf der Station. Am Himmel tauchen langsam die Sterne aus unendlicher Tiefe. Meine Gedanken gehen wandern über Länder und Meere und grüßen bald im Traume wieder die alte Heimat.

(Fortsetzung folgt).

„Es ist schön, einen Fremden zu beherbergen, aber es ist noch schöner, jenen Fremdlingen des Heidentums Herberge und Heimat im Reiche Gottes zu vermitteln; es ist schön, einen Gefangenen zu erlösen, aber es ist noch schöner, jenen, die in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, das Licht der Freiheit des Evangeliums zu bringen.

„Von allen göttlichen Werken das göttlichste ist, mitzuarbeiten an dem Heil unsterblicher Seelen.“
(Dion. Areop.).

Mariannhiller Volksbank

Von P. Otto Heberling CMM.

Die Mariannhiller Missionare erzogen die Eingeborenen Südafrikas von allem Anfang an zur fleißigen und ausdauernden Arbeit. So begann unser hochseliger Stifter und Gründer von Mariannahill, Abt Franz Pfanner, seine Missionierung in Natal, und so wirken auch heute noch seine Söhne in den drei Missionsgebieten Südafrikas. Und der Erfolg dieses Wirkens der Missionare bleibt nicht aus. Die Eingeborenen der Mariannhiller Mission lernen die Arbeit immer mehr schätzen und lieben. Wo aber fleißig gearbeitet wird, können auch die Früchte des Müßigganges nicht mehr reifen, sondern da wächst und gedeiht die gute Sitte, da wird das Menschenherz empfänglich für Höheres, da öffnen sich die Herzen willig dem Worte Gottes, das die Missionare verkünden. — Die Mariannhiller Missionare erziehen die Eingeborenen aber nicht bloß zur Arbeit, sondern sie lehren die Kinder „der Wildnis“ auch, die Früchte ihrer Arbeit gut zu verwerten und hausälterisch damit umzugehen, die Mariannhiller Missionare lehren die Eingeborenen die Kunst des Sparens. Schon seit dem Jahre 1927 existiert die „Mariannhiller Volksbank.“ — Aber diese für die Eingeborenen so segensbringende Gründung der Mariannhiller Missionare sollen die Leser des Bergißmeinnicht hier alles Wissenswerte erfahren. — Ich entnehme aus einem mit vorliegenden Bericht, der vom derzeitigen Sekretär der Mariannhiller Volksbank, dem Eingeborenen Bartholomäus Dube, unlängst zusammengestellt wurde, folgende Einzelheiten:

Die Mariannhiller Volksbank wurde im September 1927 vom verstorbenen hochw. S. P. Cyprian Ballweg CMM. gegründet. Vorsitzender der Volksbank war von Anfang bis heute Herr S. S. Mtiva. Erster Sekretär war Herr D. A. Wesley. Überbürdet mit anderen Verpflichtungen als Lehrer, resignierte Herr Wesley im Januar 1929. An seine Stelle trat Herr W. J. Gumede. Dieser versah das Amt des Sekretärs der Bank beinahe 8 Jahre. Am 1. Nov. 1936 übernahm der obenerwähnte B. Dube den Posten eines Sekretärs. Kassenerwalter der Bank ist Herr B. Khati. B. Dube schreibt in seinem Bericht: „Bei dieser Gelegenheit betrachten wir es als eine Pflicht, den ehemaligen Se-



Mariannhiller Priesterkandidaten in Würzburg vor ihrer Seminarirche

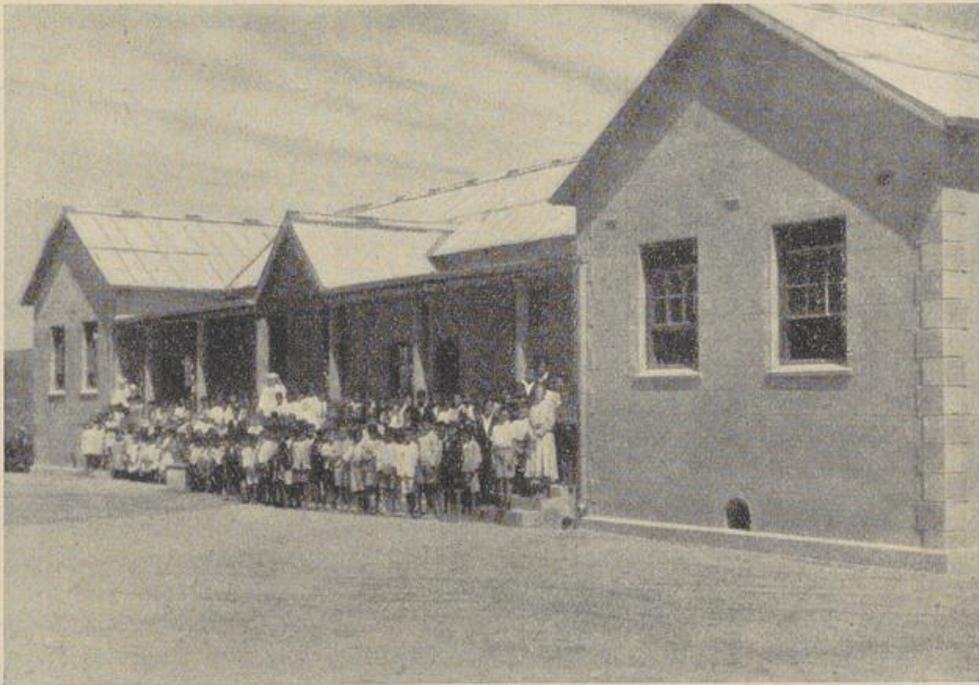
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

retären für die große Arbeit, die sie geleistet haben, zu danken. Als Lehrer am Mariannahiller Kolleg waren diese schon schwer belastet mit vielen Arbeiten durch ihr Amt. Nichtsdestoweniger opferten sie ihre freie Zeit der Förderung der Wohlfahrt ihrer Stammesbrüder durch treue und exakte Erfüllung ihrer Pflichten als Sekretäre einer so bedeutenden und wichtigen Einrichtung. Die vielen Jahre treuen Dienstes, wodurch sie ihren Sprößling, die „Mariannahiller Volksbank“ zur Mannhaftigkeit brachten, wird für sie immer ein spezielles Verdienst bleiben.“

Der erste Berater der Mariannahiller Volksbank war ihr Begründer, der hochw. P. Cyprian Ballweg. Er war aber nur ein Jahr im Amt, und zwar bis September 1928, wo er von seinen Vorgesetzten nach Europa abberufen wurde, um die Leitung des Priesterseminars in Würzburg zu übernehmen. Der edle Priester starb am 26. Oktober 1936, tiefbetrauert von ganz Mariannahill. B. Dube schreibt von ihm: „Dieser große Missionar hat sich durch seinen selbstopfernden Dienst die Bewunderung und Hochachtung der gesamten katholischen Bevölkerung Südafrikas erworben. . . . Wir betrachten es daher als eine Dankespflicht, diesen Nachruf dem verstorbenen hochw. Vater Cyprian vor allen Würdenträgern der Kirche und der ganzen Vereinigung der C. A. U. bei der nächsten Tagung in Kimberley zu widmen.“ —

Als der hochw. P. Cyprian Ballweg im Jahre 1928 nach Europa abreiste, trat an dessen Stelle der gegenwärtige Berater der Volksbank, der hochw. P. J. Bapt. Sauter CMM. Schon bei der Gründung der Volksbank hatte der hochw. P. J. B. Sauter den Gründer tatkräftigst unterstützt. Er war deshalb der rechte Mann, um in Zukunft des Gründers Stelle zu übernehmen. In dem mir vorliegenden Bericht heißt es: „Seine Energie und Kühnheit in der Leitung der Bank machte die Mariannahiller Volksbank zu einem kompletten Erfolg. Und dieser gipfelt hauptsächlich darin, daß er eine große Farm für das afrikanische Volk erwarb. Mit staunenswerthem Geschick und Energie überwand er all die zahlreichen Schwierigkeiten, die mit dem Erwerb des Landes für die Afrikaner verbunden waren. Obschon als Priester mit vielen geistlichen Obliegenheiten überbürdet, übernahm er trotzdem die Last der Verhandlungen mit der südafrikanischen Regierung zu Gunsten der Ansiedlung von mehr als 100 Familien auf dem erworbenen Lande.“

Der Verfasser des Berichtes fährt dann weiter und schreibt: „Die Mariannahiller Volksbank ist eine Schule für den Sparsinn unseres Volkes. Mit Beginn der Volksbank wurde bald eine ungeheure Summe Geldes von Afrikanern gespart. Vor dieser Zeit würde niemand geträumt haben, daß der schwarze Mann von seinem geringen Einkommen so viel Geld sparen könnte. Am Ende des letzten Finanzjahres, im Juni 1936, betragen die Depositen 6056 engl. Pfund, 12 Schilling und 4 Pence. Seit der Gründung der Bank wurden von den Eingeborenen bei derselben 11593 engl. Pfund, 19 Schilling und 8 Pence eingelegt. Diese Einlagen kamen hauptsächlich von katholischen Eingeborenen des Mariannahiller Vikariates. Kleinere Beträge kamen auch schon von den Apostol. Präfecturen Umtata, Mount Currie, Lydenburg und Swaziland und vom Vikariat Zululand. Durch die oben angegebenen Zahlen kann man ersehen, was die Afrikaner durch Zusammenarbeit erzielen können. Dies wird noch mehr erleuchtet durch weitere Ausführungen, wie das eingelegte Geld zum Wohle des afrikanischen Volkes angelegt wurde. Vom Tage der Gründung an bis zum Ende des Finanzjahres im Juni 1936 zahlte die Mariannahiller



Die neue Indierschule Convent Umzinto
 Photo: P. Grüter, Umzinto

Volksbank 4846 engl. Pfund, 17 Schilling und 6 Pence an Darlehen aus. Davon wurden 3323 engl. Pfund, 1 Schilling und 9 Pence wieder zurückbezahlt. Ungefähr 2276 engl. Pfund von oben genannten Darlehen wurden nur an Eingeborene gegeben. Durch die Hilfe der Mariannahiller Volksbank wurde es vielen Eingeborenen ermöglicht, ihre Stellungen zu verbessern; andere wurden vor dem Verlust ihrer Verdienst- und Lebensmöglichkeit bewahrt. Ein Eingeborener-Landwirt würde von seinem Landbesitz 100 acres an einen Rechtsanwalt verloren haben, der ihm ein Darlehen gegeben hatte. Im letzten Augenblick rief der Eingeborene die Mariannahiller Volksbank um Hilfe an, die ihm das Geld zur Deckung der Schulden gegen eine Hypothek auf sein Landgut ließ. Die Schuld zahlt nun der eingeborene Farmer nach und nach bei der Mariannahiller Volksbank ab. — Es macht uns Freude, auch noch von andern nützlichen Anlagen der Fonds der Mariannahiller Volksbank berichten zu können. Ungefähr 1570 engl. Pfund wurden an Missionare zum Zwecke der Errichtung von Schulen, Schülerheimen und Kapellen geliehen. Auf diese Weise arbeitete unsere Volksbank für den Fortschritt der afrikanischen Rasse durch die Unterstützung der Religion und Erziehung. Vor einigen Jahren ließ unsere Volksbank auch einen Zulufatechismus drucken und veröffentlichen, der von unserm hochw. H. P. Sauter verfaßt war . . .“

Am Schlusse seines Berichtes kommt der Eingeborene-Sekretär der Mariannahiller Volksbank noch einmal auf den Erwerb der großen Farm zu sprechen. Er schreibt: „Bessere Heime, bessere Herzen, bessere Felder! — ist das Hauptziel der C. A. U. Die Mariannahiller Volksbank hat immer für die Verwirklichung dieses Ideals gearbeitet. Ihre größte Errungenschaft auf diesem Gebiet ist der Erwerb von 2000 acres Land zum Zwecke des Wiederverkaufes an Afrikaner. Es war am 7. Dezember 1932,

als der hochw. P. Sauter in seiner Eigenschaft als Berater der Volksbank mit General Rohston von Ntimbankulu wegen des Kaufes einer Farm zu verhandeln begann. Schon im März 1933 wurde der Kaufvertrag von den Vertrauensmännern der Volksbank, den Herren H. G. Mtiva und W. S. Gumede unterzeichnet. Späterhin wurden zwei anschließende Farmen ebenfalls gekauft. Die Farmen wurden dann in Parzellen von 5 bis zu 50 acres aufgeteilt. So kann das Land von den Eingeborenen leichter erworben werden. Nach Überwindung von großen Schwierigkeiten, die infolge verschiedener Gesetzesvorschriften dem Wiederverkauf von Land an Eingeborene entgegenstehen, wurde schließlich doch ein Weg gefunden, den Afrikanern den Landerwerb zu ermöglichen. Schon mehreren Eingeborenen wurde von der Regierung bereits der Eigentumstitel für das erworbene Land ausgehändigt.

Die gekaufte Farm ist eine der fruchtbarsten in Natal und alle Käufer sind mit ihren erworbenen Parzellen sehr zufrieden. Die Mariannahiller Volksbank hat den ganzen Einkaufspreis von 4133 engl. Pfund, 6 Schilling und 8 Pence, ebenso die Landmessergebühren und andere Auslagen bezahlt. Die Eingeborenen-Käufer haben bis Juni 1936 von ihrer Schuld schon 2115 engl. Pfund 10 Schilling und 9 Pence abgetragen. Der Rest wird durch leichte jährliche Abzahlung getilgt. Bis jetzt sind 123 Parzellen-Grundstücke verkauft worden. Ungefähr 317 acres wurden für Grasland reserviert. Ferner wurden auf dieser Farm von der Mariannahiller Volksbank ein Landteil für Witwen-Niederlassungen abgegrenzt, auf welchem eingeborene Witwen, welche ohne Heim sind, angesiedelt werden können. Jeder Witwe wird eine Hütte und 2 acres kultivierbares Land zur Verfügung gestellt. Gegenwärtig sind schon 12 Witwen angesiedelt, von denen man hofft, daß sie jährlich 7 Schilling Pacht zu zahlen vermögen. Die Mariannahiller Volksbank beabsichtigt weitere Farmen im demselben Distrikt zu erwerben . . .“

Es besteht kein Zweifel darüber, daß bei Verfolgung dieser Ziele die C. A. U. dem afrikanischen Volk die größtmöglichen Dienste erweist. Bei der ersten Generalversammlung in Sourdes im Dezember 1927 hat der hochw. P. Sauter die wohlbegründete Behauptung ausgesprochen, daß der Reichtum und die glückliche Zukunft des afrikanischen Volkes von der Zahl seiner Eigenheime abhängt. Es ist wirklich auch unbestrittene Tatsache, daß wer immer dem Afrikaner helfen will, ihm helfen muß ein Eigenheim zu erwerben. Die Mariannahiller Volksbank hat bereits vielen Afrikanern zu diesem Ziel verholfen und wenn alle Zweigvereine der C. A. U. dasselbe Ziel verfolgen, wird ohne Zweifel für die Eingeborenen Südafrikas eine bessere, schönere und glücklichere Zukunft anbrechen.



Zu den erfreulichsten Erscheinungen der letzten Jahre gehört unstreitig das Wachsen des christlichen Idealismus, der Festigkeit des katholischen Lebens, wie es sich kundgibt in der Begeisterung für den Missionsgedanken und für das Werk der Heidenmission.

Missionseifer ist ein Barometer katholischer Gesinnung, ist eine Ehrensache für jede Gemeinde; es sollte ein edler Wettstreit darin herrschen.



Zeige uns dein Reich!

44.

Seit dem Schlußtage des Eucharistischen Weltkongresses zu Manila im Februar dieses Jahres ist ein Gebet besonderen Inhaltes in täglichem Gebrauche. Die katholische Presse veröffentlichte dasselbe in der Osterwoche. Da es mit unserer monatlichen kleinen Reich-Christi-Kubrik vorzüglichen Einklanges ist, so seien die fünf kurzen Abschnitte hier zur Kenntnis gebracht und zum Gebrauche empfohlen.

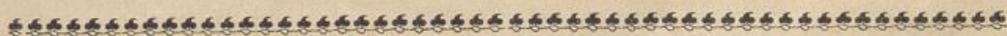
Regnum-Christi-Gebet

1.

„Herr Jesus Christus, König des Weltalls, Haupt der Menschheit und rechtmäßiger Herrscher über alle Länder, Völker und Zeiten! In schwerer Bedrängnis rufen wir eines Herzens und einer Stimme laut zu dir: Zu uns komme dein Reich, das Reich der Wahrheit und des Lebens, der Heiligkeit und der Gnade, das Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens!“

Wir kennen die schweren Bedrängnisse und auch die große Verheißung unseres Herrn und Königs: „Wenn zwei oder drei — oder viele — in meinem Namen um etwas bitten, wahrlich, es wird ihnen gegeben werden!“ Wenn wir nun die große „Reichs-Bitte“ mit unseres Lehrmeisters und seiner heiligen Kirche eigenen Worten einmütig zum Himmel senden, so dürfen wir auch Erhörung und besondere Hilfe erwarten. Es gibt Zustände und Zeitlagen, wo die unbefchränkte Macht Gottes allein noch helfen kann. Wo alle menschlichen Mittel und Anstrengungen versagen und der Allerhöchste in außerordentlicher Weise eingreifen muß . . .“

Und er wird es sicher tun, wenn wir gemeinsam, „eines Herzens und einer Stimme“ mit großem Glauben und Vertrauen ihn anrufen und es oft und immer wieder tun. Dann „ist Gott verpflichtet, uns zu erhören“, — wie der Heilige Vater vor einiger Zeit in einer Audienz wiederholt sich ausdrückte. Freilich müssen wir zur „Reichs-Bitte“ auch die im Vaterunser unmittelbar folgende Bitte in die Tat und Wahrheit umgesetzt hinzufügen, also den heiligen Willen Gottes auf Erden vollbringen, wie es im Himmel geschieht! In Ehrfurcht und Liebe und heiliger Treue! Dann wohnen und leben wir durch die Gnade bereits im Reiche der Gerechtigkeit und des Friedens!



Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

(Fortsetzung)

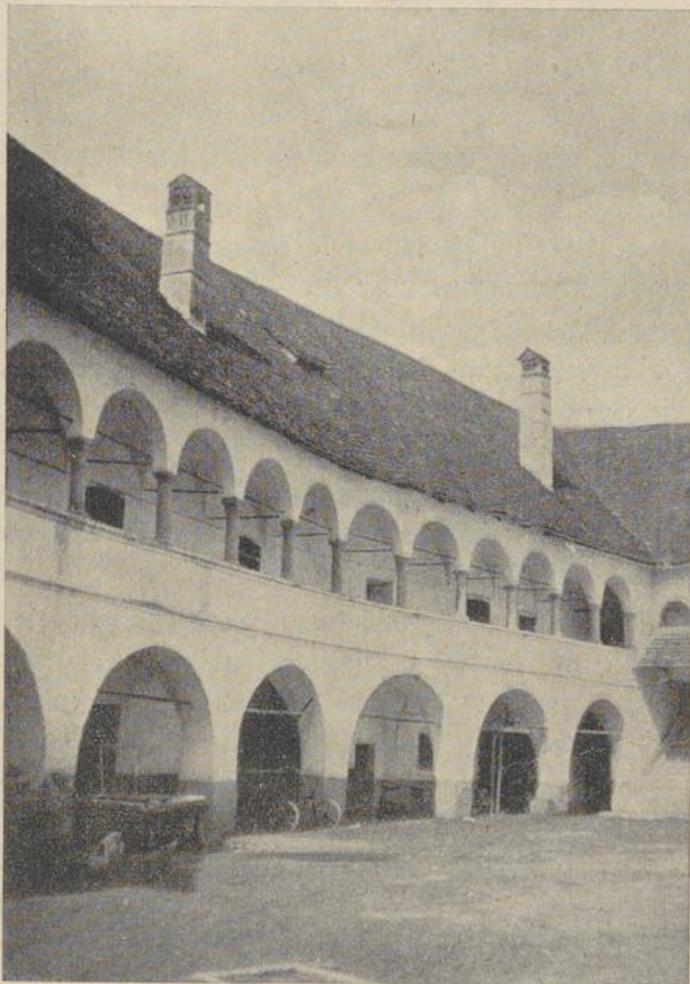
Das große eucharistische Triduum

Zur Zeit der Regierung des P. Apollinaris in Centocoiw wurde im Jahre 1923 ein großes eucharistisches Triduum für die Kinder des Distriktes abgehalten, das am 28. September nachmittags um 5 Uhr seinen Anfang nahm. Ganz unerwartet wurde mir auch das Glück zuteil, demselben beiwohnen zu können. Ich wollte damals von Keilands her die Priesterexerzitien in Lourdes mitmachen, die für diese Zeit bestimmt anberaumt waren. Ich hatte einen großen Weg hinter mir, da ich von East London aus mit dem Postdampfer nach Durban fuhr und dann noch die lange Reise von dort mit der Eisenbahn nach Malenge zurückzulegen hatte. Als ich nach Lourdes kam, wurde mir mitgeteilt, daß die Exerzitien bereits vorüber

seien, da man wegen der bevorstehenden Feier in Centocoiw den Termin geändert hatte. Davon wußte ich nichts.

Nun aber lud man mich ein, zur Entschädigung zum Triduum nach Centocoiw zu reisen. Ich hatte noch das Vergnügen mit den Patres und Brüdern, Schulbuben und der ganz ansehnlichen Musikbande von Lourdes zu Pferd zu reisen. Letztere bestand aus den eingeborenen Lehrkräften, größeren Schulknaben und Arbeitern von Lourdes, und durfte sich wirklich überall, auch vor den Europäern sehen lassen.

Doch gar zu traurig war gerade unsere Reise nicht. Als wir von den Höhen hinter Centocoiw herabkamen, spielte die Musikbande einen



St. Georgen a. L., ältester Teil, Seeseite:
Der kleine Hof, Ansicht von der seitlichen Kirchttüre

Photo: Sauerland, Riedegg

Marſch zur Begrüßung der Centocoiver auf. Nun war es um die Ruhe im Miſſionsdorfe drunten geſchehen. Aus allen Hütten ſtürzten die Leute hervor, groß und klein, und es gab ein Sauchzen und Jubeln und Schreien und Rennen von allen Seiten. Dazu miſchte ſich noch das feierliche Glockengeläute. So war unſer Einzug in Centocoiv gelegentlich dieſes Triduums.

Aus allen umliegenden Stationen waren die Kinder mit ihren Miſſionaren, Lehrern und Lehrerinnen, Katecheten und noch anderen Gläubigen eingetroffen: P. Bonaventura Feuerer von Reichenau; P. Eligius von Clairvaux; P. W. Haſtreiter von Citeaux; P. Fabian Weiß von Kevelaer; P. Willibrord Binder von St. Katharina; P. Burkard Helmſtetter von Lurana; P. Emmanuel von Lourdes; P. Marzelli von Emmaus. P. Andreas Ngidi, ein eingeborener Prieſter, ſtationiert in Lourdes und ehemaliger Schüler von Centocoiv, war auch anweſend. Ehrw. Vater Gerard Wolpert, erſter Miſſionar und Gründer von Centocoiv, kam ſchon am Montag von Lourdes herüber, um bei den Vorbereitungen mitzuhelfen, wobei er ſich ſehr verdient gemacht hat. Am Samstag Nachmittag kam auch Se. Erzellenz, unſer Hochwſt. Herr Biſchof Adalbero Fleiſcher mit P. Reginald Weinmann, unſerm jetzigen Hochwſt. P. General, von Mariannhill an.

Während des Verlaufes dieſes euchariftiſchen Triduums gab es in Centocoiv Feierlichkeiten, wie ſie ſeit der Gründung von Mariannhill noch niemals geſehen wurden. Jeden Tag wurden von den Miſſionaren drei Predigten abgehalten. Nach der letzten am Abend war immer anschließend feierlicher ſakramentaler Segen. Am Samstag um halb 7 Uhr war leviitiertes Hochamt, am Sonntag um 10 Uhr Pontifikalamt, gehalten von Sr. Erzellenz; und zwar mußte es außerhalb der alten Kirche gefeiert werden, da die neue Kirche, trotz ihrer Geräumigkeit, die Menge der Anweſenden unmöglich zu faſſen vermochte. Nach dem Pontifikalamt fand die herrliche euchariftiſche Prozeſſion ſtatt mit darauffolgendem Segen. Nachmittags um 3 Uhr hielt der Biſchof eine herzliche Anſprache an die zahlreichen Kinder in der Kirche. Am Montag wurde vom Ehrw. Vater Gerard Wolpert ein Halb-Pontifikalamt mit Generalkommunion abgehalten, welchem die Schlußpredigt von ihm und der ſakramentale Segen folgten.

Am Vormittag nach dem Frühſtück begaben ſich alle zum Picknick im nahen Wäldchen. Die Kinder beluſtigten ſich mit Singen und Feſtſpielen; die Muſikbande zeigte ihre Kunſt in der Aufführung ihrer beſten Stücke, die größtenteils aus deutſchen Märschen beſtanden. Freude und Eintracht herrſchte überall. Die Magenfrage kam auch reichlichſt zu ihrem Rechte und wurde zur vollſten Zufriedenheit aller Beteiligten glücklich gelöſt. Vergnügt ſchauten die Miſſionare und das Lehrperſonal dem luſtigen Spiele der Kinder zu. Dieſe wiederum taten ihr Beſtes, um ihre Vorgeſetzten zu erfreuen.

Abt Gerard mit ſeinem weißen Barte und P. Apollinaris mit ſeinem langen, bereits ins Graue ſchimmernden, die mit dem H. H. Biſchof an einem Tiſchchen ſaßen, waren — man konnte es ihnen anſehen — überglücklich. Und das mit Recht. Unſchuldige Kinder, die vor wenigen Stunden vollzählig bei der hl. Kommunion waren, führten harmloſe Spiele auf. Welches Prieſter- und Miſſionarherz ſollte ſich da nicht freuen?

Fürwahr, es waren herrliche Tage der Gnade, nicht nur für die beteiligten Kinder und die Chriſtengemeinde von Centocoiv, ſondern auch



Missionshaus St. Georgen a. Längsee:
Friedhofskirche und Klosterkirche von St. Georgen
Photo: Sauerland, Rieberg

ganz besonders für das herumliegende Heidentum, das ja auch massenhaft herbeigeeilt war, um Zeuge von diesem imposanten Schauspiel zu sein.

Es waren 1350 katholische Kinder und 50 Lehrer und Lehrerinnen bei diesem Triduum zugegen. Als am Dienstag sämtliche Kinder wieder nach Hause zurückkehrten und nur die etwa 200 Kostschüler zurückblieben, war die Station Centocoiv gleichsam wie ausgestorben.

Ein Rätsel für den Magistrat

Während des Triduums kam auch unser Magistrat mit seiner Begleitung (einigen weißen und mehreren schwarzen Polizisten) Geschäfte wegen nach Centocoiv, wo er übernachtete. Er sah mit Verwunderung diese große Anhäufung der Kinder und er meinte dem P. Apollinaris gegenüber: „Wie wird es wohl möglich sein, all diese vielen Leute die Nacht über ruhig zu halten?“ — Er kannte ja seine Eingeborenen in dieser Hinsicht nur zu gut und wußte aus reichlichster Erfahrung, wie es bei solchen Gelegenheiten anderswo gewöhnlich herzugehen pflege.

P. Apollinaris lächelte nur und antwortete: „Das wird schon recht werden. Ich garantiere Ihnen dafür, daß Sie nicht im Allergeringsten im Schlafe während der Nacht gestört werden.“ — Jetzt lächelte der Magistrat und zwar mit einem ungläubigen Lächeln, wie man an seinem leichten Kopfschütteln wohl bemerken konnte. Mit dem üblichen Gruß: Gute Nacht! trennten sich beide.

Morgens nach dem Frühstück und dem Gruß: Guten Morgen! sagte der Magistrat: „Ich habe ausgezeichnet geschlafen. Aber mein lieber Vater, bitte, sagen Sie mir das Geheimnis, wie es Ihnen möglich war, eine solche nächtliche Ruhe auf der Station zu unterhalten trotz der vielen Leute und Kinder? Ich saß mit meiner Begleitung unter der Veranda

auf der Bank und wir hörten dem Singen und Lärmen zu. Als die Turmuhr 8 Uhr schlug, war plötzlich alles mäuschenstill, und man hörte nichts mehr davon bis heute morgen nach dem Gottesdienst. Ich versichere Ihnen, für dieses Kunststück hätten nach meiner Auffassung und nach meiner vieljährigen Erfahrung zehn Polizisten nicht ausgereicht. Ich gratuliere Ihnen dazu." — P. Apollinaris sagte ihm kurz: „Hier in Centocoto, wie auf allen unseren Stationen ist es Brauch nach strenger Vorschrift der Hausordnung, daß nach dem Abendgebet ohne Not nicht mehr gesprochen wird.“ Damit war das Rätsel gelöst. (Fortsetzung folgt)

Auf Besuch bei unseren Missionaren

Von Dr. med. Bertha Hardegger, Cala, Südafrika

Missionsärztliche Praxis in Civele und Umgebung

Es ist Donnerstag, also Ausritttag. Der Besuch gilt dem franken Häuptling.

Morgens 7.30 Uhr ziehen wir frohbergmüht mit unsern Pferden hinaus. Bei allen Hütten, wo bekannte Kranke liegen, klopfen wir an. Von den einen bekommen wir guten Bericht, die andern liegen schwerer darnieder als bei unserm letzten Besuch.

Die Tuberkulose verurteilt hier manchen zu einem langen Krankenlager. Immer und immer wieder kehrt da die Schwester wieder zu. Sie unterrichtet die armen Patienten, sie betet mit ihnen und eröffnet ihnen durch die hl. Taufe den Himmel.

Auf dem Wege fragen wir nach neuen Kranken. Man macht uns aufmerksam auf eine Frau, die schon seit langem leidend ist. Vor der Hütte steht sie. Sie ist bereit unsere Hilfe anzunehmen. In der Hütte will ich sie untersuchen. Langsam humpelt sie hinein, also ist schon klar, wo wir den Krankheitsherd suchen müssen. Das eine Hüftgelenk ist stark angeschwollen und sehr schmerzempfindlich, die Bewegungen sind eingeschränkt. Auf dem Rücken empfindet die Patientin besonderen Schmerz. Nur zu leicht ist das verständlich. Auf der linken Seite neben der Wirbelsäule verläuft ein dicker Wulst. Eine stark schmerzende Stelle an der Brustwirbelsäule zeigt uns den Ausgangspunkt dieses Abzesses an. Es handelt sich um eine Knochentuberkulose, die sowohl in der Wirbelsäule, als auch im Hüftgelenk langsam aber sicher ihrem Zerstückwerk obliegt. Heute sind wir nicht mit den Instrumenten ausgerüstet, um der Patientin zu helfen, das nächste Mal wollen wir ihr durch Punktion des Abzesses Linderung verschaffen.

Wieder geht es weiter. Wir kommen in ein Dörfchen, wo wir gewöhnlich eine Anzahl Patienten haben. Eben reiten wir an einer Hütte vorbei, da kommt uns eine Mutter mit ihrem Kleinen entgegengerannt. Seit ein paar Tagen sei es krank, starker Husten plage es. — Eine schwere Lungenentzündung ist da an der Arbeit, dem Kinde das Leben zu nehmen. Als Thomaste soll der Kleine in den Himmel eingehen.

Im Nachbarhause liegt ein Patient, den wir schon oft und oft besucht und Medizin zurückgelassen haben, die sein Los noch etwas erleichtere. Eine ganze schwere Lungentuberkulose hat dem Knaben sicher nur noch

kurze Zeit zugebracht. Bei jedem Besuch hat die Schwester den Patienten unterrichtet, er wäre bereit die hl. Taufe zu empfangen, doch bis jetzt hat der Vater hartnäckig seine Einwilligung dazu verweigert. Er selber ist Prediger einer Sekte und kann es so nicht zulassen, daß sein Kind als Sohn der katholischen Kirche sterben soll. Nochmals versucht es heute die Schwester, den Mann umzustimmen, und siehe da, aller Widerstand ist gebrochen, ohne die leiseste Widerrede, ohne den geringsten Einwand gibt uns der Vater die Einwilligung. — Es ist Mauritiustag, da soll den Walliserschwestern und dem Kirchenpatron von Appenzell zu Ehren ein Mauritius Antonius für den Himmel reif werden. Wie glücklich ist doch der Knabe, ja, er strahlt ganz vor stiller Freude. Wir nehmen Abschied.

Wir kommen an einer Hütte vorbei, wo eine ganze Anzahl Leute versammelt sind. Ob da wohl etwas besonderes los sein mag? — Ja, richtig, die Zauberdozentin ist da. Wir begrüßen uns freundlich, ja ganz ehrfurchtsvoll reicht sie uns beide Hände zum Gruße. Sie ist im vollen Ornat. Vornehme Decken hat sie um sich geschlagen. Das Kopftuch ist mit Federn reichlich verziert. Um den Hals trägt sie mehrere Ketten, die mit Wurzeln, Tierpfötchen, Muscheln und Hörnern behangen sind. Fein gedrehte Schnürchen aus Kuhhaaren vervollständigen diesen Medikamentschatz. An den Armen und Beinen trägt sie schmale Streifen von Tierfell. In der Hand trägt sie einen Stab, aus dessen unterm Ende ein Büschel Kuhhaare hervorragt.

Die Dozentin vernimmt, daß ich ihre Kollegin bin. Vor kurzem hatte ich nämlich in diesem Dorfe einen Mann am Oberkiefer eine Geschwulst, an der er jahrelang zuvor gelitten hatte, operiert. Nun war der Ruf dieser „Großtät“ auch zu ihr gedrungen. Die Schwester will von ihr das Geständnis abnehmen, daß unser Können und unsere Mittel über den ihrigen stehen. Sie stimmt zu. Sie weiß zu gut, daß sie in solchen Fällen machtlos ist. Als Freunde gehen wir wieder auseinander.

Der Weg führt uns an einem Viehkraal vorbei. Da sitzt ein Mann drin, ganz einsam, die Beine stark angezogen. Eine schwere Entzündung am Kniegelenk zwingt ihn diese Stellung einzunehmen. Das linke Knie ist stark angeschwollen, am Oberschenkel ist eine Öffnung, aus der Eiter fließt. Das halbe Bein ist mit Kafferpflaster, einer Kuhmistseicht, überzogen. Da ist wieder schwer zu helfen. Sicher ist der Mann schon seit Monaten krank, ebensolange wird er auch schon diese Heilmethode angewandt haben. Der Prozeß ist schon weit vorangeschritten. Gelenk und Knochen sind von der Tuberkulose weitgehend zerstört. Also versuchen wir es gar nicht erst, den Patienten noch für unsere Behandlung zu gewinnen. Wir lassen ihm einige Tabletten zurück, die sollen ihm die Schmerzen erträglicher machen.

Nun ist der Häuptlingskraal endlich erreicht. Ein großes Anliegen hat er an uns. Er ist schon seit langem fast ganz blind, nun sollen wir ihm das Augenlicht zurückgeben, doch, da verlangt er zuviel von uns. Die Horn- und Regenbogenhaut sind durch Narben stark verändert, so daß es ganz ausgeschlossen ist, noch zu helfen. Dann wird er noch von einem unangenehmen Husten geplagt. Ein Lungenkatarrh verursacht ihn. Da ist schon leichter zu helfen. Schließlich kommt auch noch sein Sohn. Er ist ein alter Schülbling der Schwester. Eine Lungentuberkulose zehrt an seinen jungen Kräften. Er hat sich seit dem letzten Besuch wesentlich erholt. Doch die Genesung wird nur eine vorübergehende sein. Ich untersuche beide. Dann lassen wir noch etwas Medizin zurück. Da fordert die Schwester die beiden Patienten auf, dem Doktor ein Geschenk zu geben. Sie sind damit

Wie lange wird es noch notwendig sein, daß Missionare ihre Heimat verlassen, um zu fremden Völkern zu ziehen?

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Habe da zufällig einen alten Jahrgang der ewigen Anbetung (Mittwoch 1929) zugeschickt bekommen. Das Dezemberheft ist von einem Missionar geschrieben über die Indianermision der bairischen Kapuziner-Provinz in Chile.

Nun ist es selbstverständlich für einen Missionar sehr interessant, zu hören, wie das Missionswerk bei anderen Völkern und in anderen Ländern vorangeht. So ließen sich da schöne Vergleiche ziehen zwischen der Mission unter den Indianern und der Mission unter den Bantunegern Südafrikas. Etwas aber ist vor allem interessant und das ist folgender Ausblick in die Zukunft. Der Indianer-Missionar schreibt wie folgt:

„Wie lange noch wird der bairischen Kapuzinerprovinz die Sorge um die Indianerseele obliegen? Der Staat ist daran, Kraft eines Gesetzes die Reduktionen aufzulösen, jeder einzelne bekommt ein Stück Land als veräußerliches Gebiet zugewiesen; das Kastizentum hört damit auf, die Solidarität der Reduktionen hört damit auf. Manche Indianer werden ihr Land verkaufen und Kolonisten werden an ihre Stelle treten. Der Indianer selber wird nach Durchführung des Gesetzes als Kolonist betrachtet und wird auch tatsächlich seine Sprache und Sitten verlieren, bis es schließlich in der ganzen Araukania nicht mehr Indios und Huineas, sondern nur mehr Chilenen gibt.“

Gibt es keinen Indianer mehr, dann hat wohl auch der Indianer-Missionar keine Daseinsberechtigung mehr.

Wie steht das nun mit dem Bantu-Missionar? Wann hat unter den Bantuvölkern die Stunde geschlagen, daß sie keinen europäischen Missionar mehr brauchen? Von den Bantus gilt nicht dasselbe, was von den Indianern gilt, nämlich, daß sie am Aussterben sind durch die Gefahr, in einer anderen Rasse aufzugehen. Der Bantuneger wird sich wohl nie mit dem weißen Kolonisten vermischen. Hier in Südafrika wird es immer drei verschiedene Typen geben, das ist der Weiße, der Herr des Landes, der Bantu, der Ureinwohner des Landes, und der Mischling aus diesen beiden der Farbige. Wenn wir hier in Südafrika dasselbe sagen müßten wie es der Missionar über Chile schreibt, so müßten hier die ersten beiden reinen Rassen verschwinden und dem Mischling, dem Farbigen Platz machen. Daran aber ist gar nicht zu denken, denn das zahlenmäßige Übergewicht wird immer der Bantu behalten und die Regierung will ihn immer noch mehr isolieren. Anstatt die Reserven oder Lokationen, was hier dasselbe ist, wie in Chile die Reduktionen, aufzulösen, will sie die Bantus immer noch mehr in Reserven unterbringen, ja wenn es möglich wäre, würde sie wohl am liebsten alle nur in Reserven haben. Allerdings verliert auch der Bantu durch den Einfluß der Weißen immer mehr von seiner Eigenart und er eignet sich so viel als nur immer möglich von den guten und leider auch von den schlechten Dingen an, die er bei seinem weißen Herrn sieht. Doch besteht nicht die geringste Gefahr für seine Rasse selbst. So wird also die Afrikamission kein Ende finden, weil es einmal keine Bantus mehr geben wird, aber trotzdem darf kein Land ewiges

einverstanden. Gleich machen sie sich über die Truhen, die der Kraalwand entlang stehen. Entsprechend der Vorbereitungen muß man sich auf etwas Großes gefaßt machen. Nach langem Suchen bringt der Häuptling ein Geldstück im Betrage von 50 Rappen, der Sohn ein solches von 25 Rappen hervor. Das ist doch sicher fürstliche Belohnung.

Ganz reich fühlten wir uns mit diesen Schätzen, denn die Regel ist, daß wir an solchen Ausritttagen nicht um einen Rappen reicher heimkehren als wir die Station verlassen haben. (Anm.: Man vergleiche hierzu die Tagesarbeit und Tagesernte eines Arztes in der Heimat, der für den Tag etwa ein Duzend Patienten zu verzeichnen und zu verbuchen hat. Missionsärztliche Tätigkeit ist wirklich Dienst nicht nur am Leben des Leibes, sondern auch voll und ganz am Leben der Seele, also apostolische Arbeit. Wie manches Mal wirkt da der Dienst am Leben des Leibes wie ein großes Sakrament auf die Seele über. Aber freilich muß dafür das eigentliche Ideal des missionsärztlichen Dienstes am Evangelium erfaßt sein. Der Abschreiber V. F.).

Nun geht es wieder Ewele zu. Da und dort müssen wir noch bei Kranken zurechtkommen. Schließlich bietet sich sogar noch die Gelegenheit an einem Ochsenmahl vor der Hütte draußen teilzunehmen. Gastfreundlich nimmt man uns auf. Den Tisch, ein aus Weidwerk geflochtene Türe, durften wir mit den Schwarzen teilen. Eine eingetrocknete Schicht von Kuhmist ersetzte das Tischtuch. Doch mit einiger Geschicklichkeit gelingt es, das Tischtuch nur den anderen Gästen zu überlassen. Ausgezeichnet schmeckt das Mahl.

Die untergehende Sonne kündigt uns den heranbrechenden Abend an. Im frohen Trab geht es heim, wieder nach Ewele. ✕



Eine Ladung Kartoffeln von edlen Schweizer Missionsfreunden
gespendet dem Missionsseminar St. Josef, Altdorf, Kt. Uri

Photo: V. Fug, Brig



Brave Schweizer Missionsfreunde spenden Kartoffeln
für das Missionsseminar St. Josef, Altdorf

Photo: V. Fuz, Brig

Missionsgebiet bleiben, sondern der natürliche Gang ist, daß der Missionar nach dem Vorbild der ersten Missionare, der hl. Apostel selbst, darnach trachtet, daß er aus dem missionierten Volke selbst seinen Nachfolger bekommt, d. h. wie unser großer Missionspapst immer wieder betont: Der Missionar muß vom Priester aus dem missionierten Volke abgelöst werden. Wie steht es nun damit in Südafrika? Es wird darüber ja so viel geschrieben, daß das alles keine Neuigkeiten mehr sind. Aber man kann wohl noch gar kein Jahrhundert feststellen, in dem einmal der einheimische Priester die ganze Seelsorge und auch die weitere Ausbreitung des kath. Glaubens wird übernehmen können. Was wir vielleicht für dieses Jahrhundert schon hoffen dürfen, das ist eine Entlastung des europäischen Missionars durch den Eingeborenenpriester, aber wohl auch nicht mehr. Dann aber ist damit noch ein anderes Problem verbunden. Ein Eingeborenenpriester wird hier nie die Seelsorge der beiden anderen Bewohner des Landes übernehmen können, des Farbigen und des Weißen, aber auch diese beiden Gruppen sind noch lange nicht im Stande, sich selbst mit Priestern zu versorgen. Auch die Weißen des Landes sind immer noch auf den Ausländer angewiesen, damit er ihnen das Brot des Lebens bricht. So wird es also menschlich berechnet noch unberechenbare Zeit dauern, bis Afrika keinen Missionar mehr braucht. Etwas anders steht es mit dem weiblichen Hilfs-Missionar, der Missionschwester. Selbst in Gebieten, in denen noch keine Aussicht besteht einmal den ersten Eingeborenenpriester am Altare zu sehen, hat man schon einen ganz guten, vielversprechenden Anfang mit Eingeborenen-schwestern gemacht. Auch die Eingeborenen-schwester wird noch lange nicht die weiße Missionschwester

ablösen können, aber jedenfalls hat sie dem männlichen Missionar gegenüber einen ganz gewaltigen Vorsprung gewonnen und das gilt nicht nur für den Priester, sondern auch für den Bruder, ja man muß sagen für den Bruder fast noch mehr als für den Priester. Es ist eben hier augenscheinlich daß es für das Mädchen leichter ist ehelos zu leben als für den Burschen, denn auch bei sehr gut talentierten Knaben scheidet der Beruf oft nur am Zölibat. Dasselbe gilt natürlich auch von den Brüdern. Darum müssen wir viel beten, daß der Herr der Ernte viele Arbeiter in seinen Weinberg sende, auch aus dem Bantuvolke selber, denn der Glaube eines Volkes ist nur gesichert, wenn es seine eigenen Priester hat. Das ist die Glanzleistung der Mission, die Mission zum Abschluß zu bringen. Das ist das Ziel der Mission, daß der Missionar das Land verlassen kann für immer und Priester und Bischöfe, die im Lande selbst geboren sind, die volle Seelsorge übernehmen können. Mit diesem Tage hört dann die Mission auf und wir haben geordnete Seelsorge.

Wann wird diese Stunde für Afrika schlagen? Wenigstens für Südafrika nach menschlichem Berechnen nicht so bald, allerdings wissen wir die Pläne der göttlichen Vorsehung nicht und was bei den Menschen nicht möglich ist, das ist doch bei Gott möglich und so könnte es passieren, daß schon nach wenigen Jahren jemand gerade das Gegenteil über diese so wichtige Sache schreiben könnte. Einstweilen aber wollen wir nicht nachlassen den Herrn der Ernte zu bitten, daß er recht viele Arbeiter in seinen Weinberg sende, auch in seinen afrikanischen Weinberg, und daß unter diesen Arbeitern immer mehr aus dem Bantuvolke selbst sein möchten, denn die Ernte ist auch hier in Südafrika sehr groß und der Arbeiter sind leider so wenige. „Bittet also den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende.“

Erinnerung an einen alten Bruder-Missionar

Br. Juniperus Baudregel CMM., gebürtig am 28. Oktober 1866 zu Neukirchen bei Miesbach, war ein echtes Bayernkind, voll von tiefer Frömmigkeit, Arbeitsamkeit und christlicher Einfachheit und Demut. Bei der Gründung der Missionsstation Himmelberg wurde Br. Juniperus dorthin gesandt, um einen Sumpf zu entwässern.

Im Mutterhaus Mariannahill bekam er einmal ein Reitpferd, ein tüchtiges Stück Brot und den Auftrag, nach der Station Einsiedeln zu reiten, um von da aus seinem Bestimmungsort zu erreichen. Man gab ihm auch den Rat, die Fahrstraße nicht zu verlassen, da Einsiedeln direkt an ihr liege und er sich so nicht verirren könne. So ritt nun unser guter Bruder hinaus in die unbekannte Welt, in der linken Hand den Reitzügel haltend und in der rechten den Rosenkranz. Nachdem er zwei Stunden lang auf der Fahrstraße geritten, sah er einen breiten, stark betretenen Fußweg links abbiegen. Das ist gewiß ein Abschneider, sagte er sich, und da ihm der Buckel vom Schrittreiten bereits wehe tat, so stieg er vom Pferde ab und schlug den Fußpfad ein, das Roß hinter sich ziehend.

Da wurde es Mittag und sogar Abend und der Fußweg nahm immer noch kein Ende, und von der Straße war nichts mehr sichtbar. Die Eingeborenen kamen aus ihren Hütten zwar heraus und frugen den Bru-

der, wo er hin wolle. Aber unser Bruder war erst vor kurzem nach Mariannahill gekommen und verstand von der Zulusprache noch nichts, und so konnte er den Eingeborenen keinen Bescheid geben und schritt seines Weges weiter, sein Pferd nachziehend. Er war nämlich in einen Urwald geraten, wo ein Reiten hoch zu Ross unmöglich war. Als die Sonne untergegangen war und tiefe Finsternis eintrat, da band er das Pferd an einen Baum, er selbst aber legte sich ins dicke Gras und schlief ein.

Sobald es tagte band er das Pferd los, ließ es grasen, betete seinen Rosenkranz und dann ging es wieder den breiten Fußweg voran, um auf die verlassene Fahrstraße zu kommen. Es wurde Mittag und Abend, und keine Straße wurde sichtbar. So blieb nichts übrig, als zum zweiten Male die Nacht im Freien zuzubringen. Ein riesiger Hunger stellte sich ein und Mattigkeit. Das Schlimmste aber war, daß Hunderte von Zecken sich in seinen Körper einbohrten und an seinem Blute saugen. In jener Zeit wimmelte Südafrika von Millionen blutsaugender Zecken, die sich im Grase aufhielten und auf das wandernde oder grasende Vieh warteten, um sich in der Haut dieser Tiere einzubohren. Der Habit und das Hemd des Bruders wurde voll von den Zecken, ebenso der Bart, das Kopfhaar, ja der ganze Leib, denn er war müde und spürte in seinem tiefen Schlaf nichts. Sobald es dämmerte, es war der dritte Tag, da Br. Juniperus von Mariannahill wegritt, stand er auf, band das Pferd vom Baum los und suchte todmüde schwankenden Schrittes die verlassene Straße.

Da gegen Mittag taucht ein Turm vor ihm auf und eine Menge Blechhäuser. Er reibt sich die müden Augen aus, strengt den Blick an um herauszubringen, was das für ein Häusermeer sei. Und wie er schaut und



Felspartie in Südrhodesia
Photo: Mariannahiller Mission

überlegt, da findet er heraus, daß es das Mutterkloster Mariannhill ist, von wo aus er vor drei Tagen hoffnungsvoll ausgeritten war.

Er stellt sich seinem Oberen vor und als dieser ihn sieht, sagt er zu ihm: „Aber mein lieber Bruder, was ist den los mit Ihnen, Sie haben so ein geschwollenes, verstochnes und verkraztes Gesicht. Ihr Habit ist ganz zerrissen und wimmelt von Becken und wo haben Sie Ihren Hut gelassen?“ — „Bitte um Entschuldigung und eine Buße, mein Vater, sagt Br. Juniperus, „ich habe mich unterwegs ein bißchen verirrt, bin in die Dornen und Sträucher geraten und habe den Hut irgendwo verloren. Den Habit haben die Dornen zerrissen. Nachts mußte ich draußen im Grafe schlafen und da sind die Becken mir in den Habit und auf den Leib gekrochen und haben mich etwas gebissen, aber das macht nichts. Ich bitte um Verzeihung und Buße“, und damit kniete sich der Bruder vor den Oberen auf den Boden hin. Welch ein Bußgeist, ja Heroismus und tiefe Demut eines solchen Bruders. Solche Leute sind gute Bausteine für die Mission.

Nachdem man dem Bruder den Bart und das Kopfhaar blank geschoren, ihm die Becken vom Leibe entfernt und er sich durch Schlaf und Essen erholt hatte, bekam er wieder ein Reitpferd, ein Stück trockenes Brot und den Befehl, nach Himmelberg zu reiten, aber unter keiner Bedingung die Fahrstraße zu verlassen.

Diesmal folgte Br. Juniperus und er kam auch glücklich in Himmelberg an. Gleich am nächsten Tag machte er sich an den Wassergraben. Himmelberg liegt nicht weit vom Meere und hat ein heißes Klima. Nach einer Stunde Auswurfarbeit war Hemd und Habit des Bruders ganz naß. Wenn man ein Wort des Mitleids zu ihm sagte, dann hieß es immer: „Ich schwitze halt ein bißchen viel, das macht aber nichts.“

Eines Tages hatte Br. Juniperus mit einem schwarzen Knecht Heu heimzufahren. Das Gespann bestand aus sechs Mauleseln, wilde, kräftige Tiere. In der Nähe der Straße stand ein Bienenhaus. Durch den Schweiß der Tiere angezogen, kam der ganze Bienenschwarm heraus und fiel über die Maulesel her. Diese fingen an auszuschlagen und über die Stränge zu springen. Der schwarze Fuhrmann warf Peitsche und Zügel weg und floh in den nahen Wald. Br. Juniperus aber sprang unter die wütenden Maulesel und war nicht fortzubewegen, bis er alle Tiere ausgespannt hatte. Zwei von den Mauleseln krepiereten noch am selben Tage. Aber auch der Bruder bekam Hunderte von Stichen, schwoll fürchterlich an und war fast zwei Tage lang ohnmächtig. Es dauerte volle 8 Tage, bis er wieder zur vollen Gesundheit kam. Als man ihn dann frug, was eigentlich geschehen sei, da sagte er: „Ein paar Bienen hätten ihn etwas gestochen, aber das mache nichts.“

Eines Tages kam ein Krankenruf. Der Vater Missionar war nicht daheim. Da machte sich Br. Juniperus auf den Weg, um den Kranken zu taufen. Der Weg war ziemlich weit, die Sonne ging schnell unter und auf dem Heimweg bei dunkler Nacht verirrete sich unser Bruder und kam vom Fußwege ab. Auf einmal verlieren seine Füße den Boden und er stürzt in eine unbekannte Tiefe hinab. Mit den Händen um sich greifend, faßt er irgend einen Wurzelstock, an dem er sich festhält. Auch sein rechter Fuß findet einen Stützpunkt, auf dem er stehen kann. Es ist aber stockfinster und er sieht nicht in welcher Lage er ist. Er greift mit der linken Hand nach oben, aber er findet keinen Rand; er versucht mit einem Stock nach unten

zu messen, aber der Stock findet keinen Stützpunkt und es scheint, daß noch ein tiefer Abgrund unter ihm sich befindet. Was nun tun?

Br. Juniperus weint und jammert nicht, sondern steht mäuschenstill, angelehnt mit dem Rücken an die senkrechte Wand und hält sich mit der rechten Hand an dem Wurzelstock, damit er nicht das Übergewicht erhält und abstürzt. Mit der Linken greift er nach seinem Rosenkranz und betet mit lauter Stimme einen um den andern, damit er nicht einschläft und in den Abgrund fällt. So bringt er die ganze Nacht zu, bis die Morgenröte ihn erkennen läßt, wo er eigentlich ist und es ihm dann gelingt, aus seiner schlimmen Lage herauszukommen. Als ihn dann der Pater Missionar fragt, wo er denn die ganze Nacht gewesen sei, sagt er, daß er sich ein bißchen verirrt hätte und wäre in ein unbekanntes Loch gefallen. Er wäre aber wieder hübsch herausgekommen am Tage und es hätte ihm nichts gemacht.

Das Bettelkreuz

Von Margarete Seemann
Nachdruck verboten! — Verlag Tyrolia, Innsbruck (Fortf.)

„Fräulein Beate?“ Angsttastend geht ihre Frage.

„Ja, Martha, was ist?“

„Ach, entschuldigen Sie nur, aber Frau Mittermeier hat mich geschickt, ich sollt schauen, ob sie hier wären. Ich muß Sie schon bei Fräulein Routh und unten im „Waldfrieden“ suchen. Ich glaube, die gnädige Frau fürchtet sich zu Tode und verlangt nach Ihnen.“

„Warum?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Sagen Sie nur, ich komme gleich.“

Martha ist froh, als sie wieder in der Garage steht. Sie spreizt des Josef Mantel über den Kühler des nächsten Autos, dann springt sie hinauf in das Gästehaus. Frau Mittermeier wartet schon.

„Ja, gnädige Frau, Fräulein Beate ist dort.“

„Ist dort? Also doch.“ Entgeistert klingt das, aber sie hat nicht Zeit, das Unbegreifliche zu betasten mit ihren erdborenen Sinnen, denn schon hört man jemanden auf der Treppe. Beate ist's.

„Darf ich ein bißchen zu Ihnen, gnädige Frau? Sie ließen nach mir fragen?“

„Ja, das Wetter es ist gräßlich. Hätt' ich das geahnt! Hören Sie nur, wie es uns hin- und herwirft vor Entsetzen.“

„Wer wird so zittern, gnädige Frau; es ist trotz allem doch nur ein Diener und kann nichts gegen seinen Herrn.“

„Das ein Diener? Wer wäre dann der Herr?“

„Wer? Der Schöpfer, Gott!“

„Ach, deshalb waren Sie wohl bei ihm, ist es dort am sichersten?“

„Ich war dort, aber nicht deshalb; zu erst war ich in der Schule, sind eine Menge Kinder, die wir nicht fortließen, damit sie nicht auf dem zweiten Weg ins Unwetter kämen. Und dann bin ich in die Kirche hinüber; da hab' ich auch an Sie gedacht.“

Frau Mittermeier lächelt. „Engel, wie Sie einer sind, können doch nicht unandächtig sein; ich meinte, die beten in der Kirche.“

„Habe ich auch, gnädige Frau, daß der Herrgott allen, die sich so sehr fürchten, doch den Gedanken schenke, daß kein Haar vom Haupte und kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.“

Erleichtert atmet Frau Mittermeier auf. „Also doch sozusagen eine Art Versicherung.“ Es gibt ihr Beruhigung, jemanden neben sich zu wissen, der ohne Furcht ist.

Ditha hat längst die Finger aus dem Kleid der Mutter gelöst, der Bub hat keinen herausfordernden Trotz mehr im Gesicht und bald gleitet das Mädel von der Seite der Mutter zu Beate hinüber; während draußen Himmel und Erde ihr furchtbares Ringen weiterrollen, wird es um Beate ruhig und hell. Nur manchmal, wenn die Blitze brennend durch die Fenster schreien, wenn es kracht und dröhnt, als bräche die Erde, fliegen ihre Blicke wie ängstliche Vögel in Beatens Gesicht. Das leuchtet still, sie hebt nur die Finger darüber und schreibt ein Kreuz darauf.

„Wenn man sein könnte wie Sie“, sagte die Frau beim Abschiednehmen.

„Man kann es, gnädige Frau. Wenn Sie es versuchen wollten, Sie wüßten

dann erst, wie schön es ist, einen so mächtigen Freund zu haben, wie Gott.“

„Ich möchte es können.“

Beate's Augen schimmern. Nun hat auch dieses Herz eine Spur von Sehnsucht. Noch verhangen, nicht antlitzfrei, aber doch eine Knospe aus dem Geblüh des Herrn.

Die Kirche hat großen Schaden genommen, über hundert Schindeln sind abgetragen. Die Rinnen hängen wie Streichhölzer, der Verputz ist abgefallen und legt häßliche Wunden an die Mauer.

Der Pfarrer bittet von der Kanzel herab um Hilfe. Arm ist das Gotteshaus — reich sind manche derer, die jeden Sonntag hier ihre Christenpflicht tun und viele unter jenen, die sie nicht tun.

Wie ein königlicher Bettler steht die kleine Bergkirche unter den vornehmen Hotels. Einer, der manchem unangenehm wird, weil er sein Antlitz nicht wendete in diesen kummervollen Tagen, weil er fragt; nur fragt, aber man kann so schwer an ihm vorübergehen.

Am nächsten Nachmittag klopfte Frau Mittermeier bei Beate an. Sie hat etwas Leuchtendes im Gesicht, das alltägliche Grau ist überschimmert von einer wunderbaren. Flut. Ei, denkt Beate, sind das die ersten Wellen aus den Wassern Gottes?

Schon legt Frau Mittermeier einen Briefumschlag auf den Tisch. Büttlen das Papier geprägt der Name. Eine kleine Kostbarkeit. Sie entnimmt ihm drei lila Scheine. „Gestern, als es so furchtbar zuging, hätte ich es augenblicklich hergegeben, wenn ich uns damit aus dem Höllenfessel weggezaubert hätte. Sie haben die Kinder und mich beruhigt, das war uns nun halb so viel. Jedenfalls bedeutete es die einzige Rettung. Da denke ich, es würde Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen das für Ihre Kirche gebe. Ist ein Hunderter für den Erwin, der zweite für die Ditha und der dritte für mich. Habe ja gehört, daß der Pfarrer gebettelt hat.“

Betteln? lächelt Beate. Ja, der Pfarrer für Dach und Turm, aber der Herrgott um deine Seele und du weißt nichts davon; und schenkst doch in dieser Stunde mehr als drei lila Scheine.

„Sie müssen mitkommen, Sie müssen es ihm selber bringen.“

Erst wehrt sie sich, dann aber spürt sie ein innerstes Klüßtern: wie er staunen wird, wie er dir danken wird! Ob das unbeholfene Pfarrerlein nicht stottert, wenn es um so große Gaben geht? Wird es von der Kanzel gesagt? Der Name auch? Dann werden es alle wissen!

Auch in Beate ist ein heimliches Abwiegen: Er wird ihr danken, aber er wird

ein Wort dazu legen, das mit einer neuen Wurzel in sie hineinfällt. Darum muß Frau Mittermeier selber gehen.

Beide hatten recht. Der Pfarrer dankte, er dankte warm; ins Stottern kam er nicht; er wurde nicht verlegen vor der reichen Frau, stand er doch jeden Tag in innigster Gemeinschaft mit dem Herrn der Welt. Einen Höheren hat er zum Freund als alle Menschen. Einem Reicherem gibt er täglich die Hände, als dieser Dame. Von der Kanzel verkündete er die dankbare Hilfe eines Kurgastes. Die dreihundert Schilling nannte er, der Name blieb verschwiegen. Beate tat es wohl, Frau Mittermeiers Ich aber protestierte und sie bemühte sich, den Glanz der Wohltätigkeit mit eigenen Fingern über ihr Angeßicht zu gießen. Dann brauchte es des Pfarrers Worte nicht.

So aber schloß der Priester seine Predigt: „Dreihundert Schilling habe ich empfangen, wahrscheinlich aus Gott, sicher für Gott. Um eines muß ich bitten: ich will dem Herrgott nichts vorbehalten, aber ich möchte die Hälfte des Betrages nicht für das Kirchendach verwenden, ich möchte eine Wetterhütte aufstellen lassen im Walde, damit die Hüterkinder Schutz finden. Auch das ist Gottesdienst.“

Das reißt an den Herzen der Zuhörer. Für die Hüterkinder! Er hat die Sorge um das Gotteshaus und erbarmt sich der Lebendigen, die in Not sind.

Ein reicher Bauer nagt an den Lippen. Daß man daran nicht längst gedacht hat!

Und manch einem muß es ähnlich gegangen sein, denn in den nächsten Tagen liefen aus den verschiedenen Hotels und Gasthöfen Spenden ein für die Nothütte im Walde.

Als aber das Schutzhaus, eine nach drei Seiten geschlossene Bretterhütte, in der eine Bank die Wände abließ, stand, da sammelten sich die Holzarbeiter, die Bergler, die Schwämme- und Beerensucher und ein Trüpplein Hüterkinder. Sie schoben die speckigen Hüte von den verfilzten Köpfen. Ist wie eine zweite Kirche, ist ein Haus für uns. Wird uns wärmer machen, als dort die weißgetünchten Parademauern mit den vielen Fenstern. Wir wollen dem Pfarrer danken.

Als sie heimgingen, war jeder reicher durch die eine Bretterhütte im Wald; und manch einer ward dadurch aufs neue an den Pfarrer erinnert. Der aber stand auf dem Weg zum Herrgott; und so ging da und dort eine Straße wieder hin in den Schatten des Bettelkreuzes. Straßen aus der Glashütte, Steige von der Alm herunter und Wege von der Bahnstation herauf.

„Wohin, Fräulein Beate?“ Die fragt, ist eine Dunkelhaarige. Die Augen schwarz, die tiefroten Lippen von gefährlichem Schwung. Ein Seidentuch von blassem Blau hängt ihr über die Schultern. Lässig spielen die Finger mit den Franzosen.

„Haben Sie Lust mitzukommen, Fräulein Routh? Ich erzähle Ihnen unterwegs wohin und warum. Aber nehmen Sie, bitte, auch ein solches Ding da mit.“ Lächelnd hebt sie zwei kleine goldblitzende Marmeladefüßchen.

„Auf Heidelbeeren?“

„Ja, auf Heidelbeeren, aber auf solches von besonderer Art.“

Dann steigen sie den Almtweg empor, da und dort liegen unter den Fichten blaugesprenkelte Flecken. Birfengesträuch hängt überall wie Schleier.

„Beeren von besonderer Art? Essen Sie sie so gerne, Beate? Ich kann mich nicht begeistern dafür.“

„Sie müssen sie auch gar nicht essen Fräulein Routh. Ich esse auch die meinen nicht. Aber gestern hörte ich die Französin, das Küchenmädchen bei uns im ‚Waldfrieden‘ zur Kellnerin sagen: ‚Alle Fremden gehen auf Schwarzbeeren, nur wir wissen nichts davon. Bis wir ein bißel Zeit haben, ist nichts mehr. Keine Heidelbeeren, keine Preiselbeeren, keine Schwammerln.‘ Nachher hab ich sie gefragt. Wichtig, wann sollten sie auch gehen? 5 Uhr auf, 10 Uhr oder später in die Kammer. Da habe ich ihr welche versprochen.“

Das schöne, schwarze Mädchen lächelt. „Es klingt ja reizend, aber ist es nicht ein bißchen sentimental? Und, nicht böse sein, Fräulein Beate, verrückt ist es auch nicht wenig: Die Kurgäste gehen Beeren brocken für das Dienstpersonal. Aus einem Film könnte es sein, nur würden dann die Menschen Lärm schlagen und pfeifen.“

„Ich finde es nicht so gräßlich und man kann es auch ein bißchen weniger drastisch sagen: Ein Mensch, der den ganzen Tag bedient wird, hilft nun einmal seinem Helfer. Ist das gar so verrückt? Und außerdem, haben Sie eine Ahnung, wie sich die Französin freuen wird? Und das ist doch auch etwas wert.“

Adrienne Routh antwortet nicht, es ist ihr peinlich. Sie fühlt sich beschämt und doch wieder verärgert, daß sie sich führen läßt von der rührseligen Beate. Die aber nimmt gar nicht Notiz vom Streit der Gefühle ihrer Nachbarin, summt ein Lied vor sich hin und holt sich die bereiften, blauen Tropfen aus dem Blattwerk. Tut, als merke sie gar nichts von dem Schwere in Rouths Seele. Erst als sie meint, daß dort der Kampf ein bißchen ausgetobt haben müsse, holt sie sie wieder.

„Kommen Sie hierher, Fräulein Adrienne, alles blaueschwarz und wie groß! Nahezu Kirichen.“

Die Kübel sind zur Hälfte voll, manchmal verirrt sich das scheurote Mäntelchen einer blassen Preiselbeere ins blaue Meer, liegt darin wie ein Lächeln, wie ein rosiges Babygesicht. Beate sieht es, läßt es unberührt. Ihr ist, als müsse sie es wie einen Tropfen Freude mitnehmen.

Sie sind schon weit gekommen; jetzt biegt der Weg, der zum Jungwald lief, in eine Nebenrichtung ab. Hier liegt ein Mädchen im Gras, etwa achtzehnjährig, hat ein Buch auf der „Kanzel“, einem Stein, der wie eine Felsplatte liegt; stützt sich auf die Ellenbogen und ist versunken in fremde Welten. Jetzt hört es das Krachen der dürrer Äste, diese leise Sprache des Waldes, und blickt auf.

Die schöne, schwarze Dame ist ihr fremd, aber zu Beate huscht ein Lichtlein hinüber.

„Grüß Gott, Fräulein Gisela, also haben Sie wieder Stoff?“

„Ja, aus dem Schulhaus von Steinburg; aber was wird nachher sein?“

„Wer ist das?“ fragte Adrienne, als eine Reihe Bäume zwischen ihnen und der Leserin stehen.

„Ein Prachtmädel; Studentin, vier Semester wie ich. Wohnt droben im Bauernhause über dem Graben. Für die großen Villen reicht die Kasse nicht, nicht einmal für den ‚Waldfrieden‘.“

„Haben Sie das Buch gesehen? Einfach zermartert. Eine Sünde an der Hygiene, das ist Nachlässigkeit.“

„Nein, das ist Armut.“

„Armut hat damit nichts zu tun“, die schwarzen Augen blitzen auf als ein strafendes Schwert.

„Manchmal nicht; aber Sie hätten das Buch erst früher sehen sollen, ehe es Gisela in die Hände bekam; da war es Stückwerk, jetzt ist doch eine schmerzlich zusammengeheftete Kette daraus geworden. Sie liebt Bücher wie Kinder. Freilich, selber kaufen ist ihr unmöglich.“

„Das Wichtigste kann man sich doch leisten, es müssen ja keine nummerierten Lugeexemplare sein; wozu haben wir Volksausgaben?“

„Ja, wenn man nicht erst tausend Adressen schreiben muß, damit man fünf Schilling verdient, dann wohl: und mit einem Schilling im Tag leben, sich bekleiden, studieren sollen — —“

Sie sagt es wie das Stück einer Straße, die noch weithin läuft. Keinen Schlußpunkt, kein Ende. Es rinnt der reichen, sorglosen Adrienne wie ein Bach voll Entsetzen ins Gehirn. Ein, zwei schwere Tropfen davon fallen bis in die Seele.

Beate sagt noch viel. Hat kein Erbarmen mit den Nerven, die sich sträuben solches zu hören, zu glauben.

Dann schweigen sie beide; ein langes Stück durch den Jungwald. Bis Adrienne scheu, aber sicher sagt:

„Ich habe alles Moderne, natürlich auch Klassiker und die letzten Neuerscheinungen; Sie können sie dem Mädchen leihen. Schonend wird sie sie?“

„Wird sie, Fräulein Routh, ich büрге dafür.“ Ihre Finger umpressen das schmale Gelenk der anderen. „Ich danke Ihnen für Gisela; wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen danken könnte.“ Leuchten strömt aus ihren Augen, umfängt die andere, schlägt sie ein in einen sonnigen Mantel. So stehen sie wie ein Mirakel unter den schweigenden, himmelnahen Fichten.

Randvoll werden die Kübel; das Herz hat ein Glockenspiel aufgesetzt. Durchstrahlt sind ihre Gesichter, als sie heimgehen. Von der Weide her schlagen dumpf die Hufe der Kühe, mitten drein tollert das Getrappel der Schafe. Hüterkinder, Buben und Mädchen, rennen johlend mit langen Stangen, treiben das Vieh. Vor Beate bleiben sie stehen. Der Tag geht auf in ihren Gesichtern, ein helles Erlebnis schreibt seinen Spruch in acht Kinderaugen.

„Grüß Gott!“ Scheulos gehen sie Beate entgegen, recken ihr die Hand hin. „Habens die Schachtel wieder mit?“ Der Schelm sitzt Beate zwischen den beiden Braunen. Sie holt aus der Tasche eine blitzende Blechschachtel, klopft sie am Handteller, daß in dem silbernen Häuschen ein seliges Hüpfen anhebt, dann reicht sie sie Adrienne hinüber. „Diese Dame wird euch die Zuckern geben, tut sie schön bitten.“

Adrienne weiß nicht, wie ihr ist; neugierig öffnet sie. Bonbons natürlich. Und die um sie herum stehen, haben die Hände hingelegt wie Teller. Da weiß sie, daß sie austeilen soll, und urplötzlich kommt ihr die Erkenntnis: heut' tut sie, was eine andere schon mehr als einmal tat. Beschenkt die erbschmutzigen Kinderhände mit dem süßen Inhalt, bis die Dose leer ist. Da rücken die Buben das Hütel auf dem wetterfesten Schädel.

„Vergelt's Gott!“ die zwei Mädels grinsen, dann sind sie wie der Bergbach hinter den letzten Schafen her und ihre Stecken sausen durch die Luft.

Adrienne ist still geworden. „Beate, was sind Sie doch ein anderer Mensch als wir.“

„Anders? Keine Spur, nur daß mich der Herrgott gelehrt hat, die Augen weit aufzumachen.“

„Kann man das lernen?“

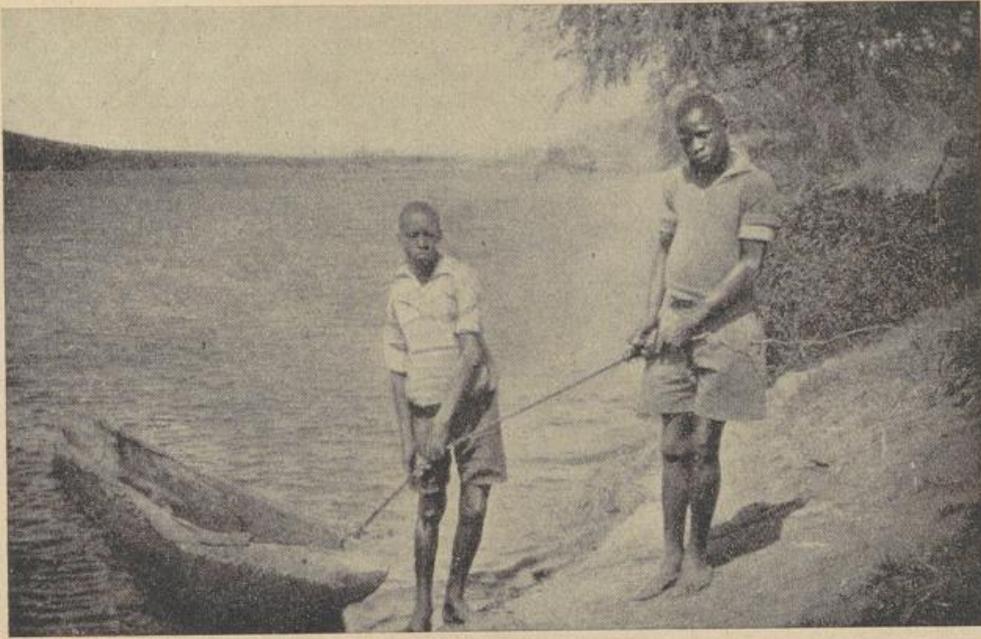
„Ja und leicht!“

„Wie?“

„Nicht die Gewänder sehen und die Sprache hören; in den Augen muß man lesen, dort steht alles. Das Leid und die Freude und die Armut. Manchmal ein verkürzter Christus und oft der gemarterte. Und dann tun, was die Stimme aus den fremden Augen fragt und die Stimme aus der eigenen Brust antwortet. Das ist alles, Adrienne.“

Einige Stunden später hat Beate ein paar Bücher zu Gisela getragen: Was die Literatur bereichert, als Letztes, Neuestes brachte, was die Zeitungen noch umstritten, was hinter den Scheiben der Geschäfte stand, noch wie ein Ungekanntes. Was noch mit Gold und Rot und Grün für sich warb. Was umworden und umkost wird von unzähligen Menschengenossen, die sich doch sagen müssen: Wie gerne hätte ich dich, aber ich bin arm; wie gerne trüge ich dich heim als meinen Freund, aber ich habe nicht das Recht, dich zu besitzen. Du könntest mich vielleicht reich machen, aber ich darf nicht daran denken, so viel Geld hinzugeben. Ich habe Sehnsucht nach dir und muß warten. Um einiger Silberstücke willen muß ich in der Sehnsucht stehen bleiben wie in einer Wüste.

Seit Gisela durstig aus den Büchern Adriennes trinken darf, treffen sie sich öfter. Manchmal gehen sie ein Stück auf dem Promenadeweg oder sie streichen der blauen Markierung nach und überblicken dann, auf den Felsbrocken stehend, Wald und Hänge und den blassen Streifen der Straße. Manchmal ist auch Mademoiselle mit den Kindern dabei, dann geschieht es zuweilen, daß sich Rainer und Lizzi an Gisela schmiegen. Wollen allein mit ihr sein. Dem Buben ist sie von allen Damen, die er hier gesehen hat, die allerliebste. Sie hat etwas herbes in ihrer Art, etwas Holzschnittiges. Das harte Leben hat ihr die feinen Spitzchen und Schnörkelchen nicht wachsen lassen, die so gerne an den umhüteten und unerprobten Menschen figurieren. Sie ist Kern, ist Richtung, ist eine Gerade; das imponiert ihm. Sie weiß immer etwas Stolztes, Starkes. Sie flunkert nicht. Für ihn hat sie auch, so oft sie das Warten in seinen Bubenaugen liebt, die Legende eines Helden; was sie ihm gibt, muß Kraft haben, er muß es packen können, vor sich hinstellen und prüfen von allen Seiten; das Warum dieser Stimme muß auch die Stärke haben, eine Frage zu sein, seine innerste Frage; und bei jeder Antwort muß er das „Ja“ in sich selber spüren. Wenn sie am Walbrand sitzen und Gisela erzählt, dann ist es, als stünden sie alle in einer uralten, prächtigen Burg. Waffen hängen an den Wänden, sie ha-



Mit dem Einbaum auf dem Sambesi, Bulawayo-Mission

Photo: P. Joseph, Bulawayo

ben das Klingeln einer gewaltigen Zeit; und Hörner klingen und irgendwo rasseln die Ketten der Zugbrücke und Minnesänger treten ein; buntfarbig sind die Gewänder, ein leuchtendes Antlitz hat ihr Instrument. Dann geht der Spruch von Heldentaten, sondergleichen, von Kampf und Mut und von minniglichen Blüten eines edlen Kindes. In einer Burg wohnen sie, wenn auch ihre Füße im Moos ruhen. Der Bergfried ragt ihnen über das Haupt, wenn er auch den grünen Leib der Fichten hat. Pallas und Kemenate, alles ist der Wald.

Wenn sie dann aufstehen und weiter wandern, drängt sich Lizzi an Gisela. Sie ist ein Kind, das noch auf den Himmel wartet. Das mit einer schier überfeinen Angst spürt, daß ihm die Großen, Papa und Mama und Mademoiselle, trotz aller Geschenke, mit denen sie es überschütten, das Wunderbarste schuldig bleiben: Die Seligkeit des Kinderhimmels. Das ist keine Sprache für Rainer. Er geht dann still hinter ihnen her oder bricht sich mitten durchs Gestrüpp den eigenen Weg. Muß ja auch in seiner Seele erst den Weg durchs Buschwerk finden; und sind gar viele Äste, haben harte Hände und fragen. Freilich, in seine Augen steigt dann, was er sich im innersten Gestrüpp abgerungen hat, schwimmt dort in den zwei kleinen Seen; und so ihn einer anschaut in solchen Minuten, erschrickt er. Wir erschrecken immer beim Begegnen eines Abergroßen.

Sie kommen von der Föhrenpromenade. Lizzi eine Mohrenpuppe im Arm, Rainer einen Ball; den ganz großen, den ohne Bilder der so stramm nach Training aussieht. Auf Baumstrünken hocken die Schafhüter. Gierig überstreichen die Augen des einen Bubleins die große, glänzende Kugel; der andere sieht den Ball an wie ein Wunder. In Rainer flammt es auf. Groß ist das Licht, das ihm die beiden anzünden; es brennt in eines Augenblitzes Dauer ab, aber er hat den feurigen Schattenriß aufgefangen. Und was er in Giselas Legenden erlebte, das will er an sich reißen wie den Schild eines Gegners, mit dem er sich mißt.

„Da hast ihn!“ Ruckend, herb, fast scharf befehlend spricht er es und stößt den großen, runden Ball, der noch gestern sein Freund war, den zwei Buben entgegen, daß er an ihren bloßen Füßen aufspringt. Blitzschnell haben ihn vier Hände umkrallt und pressen ihn an sich.

„Was wird Mademoiselle sagen?“ Angstlich fragt Lizzi und drückt ihr Mohrenkind.

„Weiß ich nicht; er gehört mir; ich kann damit tun, was ich will.“

Gisela freut sich, aber sie lenkt dennoch ein. „Was meinst du, Rainer, wenn man die Buben mit deinem großen, neuen Ball spielen sieht, wird man nicht glauben, sie hätten ihn gefunden und behalten, oder gar genommen?“ Finster blickt er sie an. „Dann haben sie erst keinen Ball und gel-

ten als Diebe.“ Eine neue, furchtbare Welt grübelt sich in sein Antlitz; er folgt dem gräßlichen Weg, Schritt für Schritt, bis zum Begreifen. Ja, Fräulein Gisela hat recht; was dann? Plötzlich aber reißt eine wunderbare Helle alles Dunkle entzwei. „Ich hab's! Haben Sie Papier und Bleistift mit, Fräulein Gisela?“

„Ja, Rainer.“

„Dann, bitte, setzen Sie sich hin und schreiben Sie, was ich jetzt sage. Nein, ich schreibe selber.“ Schon kauerte er auf dem weichen, moosigen Boden, die weißen Blätter über einem Stein und schreibt: „Ich schenke meinen großen, grauen Ball den zwei Hüterbuben. Ich schreibe es auf, damit sie niemand für einen Dieb halten kann. Wer es tut, ist ein Lügner Rainer.“

„Also, das stimmt jetzt!“

„Ja, Rainer, das hast du gut gemacht.“

Er drängt den zwei Knaben das Brieflein auf. Muß es selber in ihre Tasche stecken, denn sie lassen ihre Finger nicht los vom Ball. Sie begreifen nicht, warum der Bettel gar so nötig wäre. Dann rennen sie davon. Ist nicht die Angst hinter ihnen her, daß sie den Schatz wieder hergeben müßten? Peitscht sie die vier nackten Füße nicht ärger als der Sturm, wenn er vom Kamm herunterpfeift?

Rainer sieht ihre Sohlen fliegen; er lächelt und ein weicher Strich ist in seinem strengen Gesicht. Und Lizzi fühlt sich auf einmal arm; trotz ihrer Puppe.

Adrienne und Beate finden sich oft, gehen den geheimnisvollen Stephanieweg, auf der Kanzelstraße zu den Lobbelsbacher Hütten, wo Gisela über den Büchern liegt. Adrienne wundert sich, daß aus dem schmalen Rücken eines Buches ein solches Maß von Reichtum ausströmen kann. Ihr sagt keines so viel wie dieser da. Sie liebt um darüber reden zu können; die andere, um sich hineinzuleben. Ihr sind es Menschen, die man trifft, mit denen man ein Stücklein Weges wandert, die man wieder vergißt; aber für Gisela wachsen Freunde aus den Blättern, die immer mit ihr gehen werden. Jedes Buch wird ihr wie eine Stube, in der sie wohnt. Adrienne liebt nur, Gisela erlebt. Ob sie es auch begreifen wird, wenn sie die richtigen Augen hat?

Einmal treffen sie auf dieser Straße einen Wanderburschen. Er kauert dort, vom Wegrand abgerückt, an eine riesige Fichte gelehnt; verhärtet ist sein Gesicht. Das Leben hat dreingeschnitten mit einem scharfen Stichel, aber die Augen haben noch immer einen Schimmer vom Jungsein. Das ist unsäglich schmerzlich. Beate's Blicke tauchen in diese Augen und freuen sich; und laufen doch wieder über

die Armut seines Leibes und weinen. Er hat die Hände unter den Kopf geschoben. Jetzt hebt er sie ein wenig hoch über das lichte Haar. Sieht die beiden Damen.

„Guten Morgen!“ grüßt er, sonst nichts. Bettelt nicht, nicht mit den Lippen, nicht mit den Augen, keine Geste wartet einer Gabe; und er hat doch den Hunger in der schmalen Kerbe seines Mundes sitzen.

Beate entdeckt noch ein Zweites an dem jungen Menschenbruder. Aus dem Gras, aus dem Schwarzbeerlaub, in dem seine Füße liegen, starrt ein lichter Flecken wie ein krankes Auge. Schuhe hat er an den Füßen, aber ohne Sohlen sind die Schuhe.

Er fühlt den Blick, jäh errötend setzt er sich auf, stemmt die Beine an den Boden, weiß urplötzlich, daß nun seine Armut hingebreitet ist.

Adrienne hat es nicht gesehen. Sie hat einen Pilz gefunden und sucht nun weiter nach den warmen, braunen Köpfchen, die sich nicht herauswagen aus der hütenden Wärme von Mutter Erde. Da tritt Beate nahe an den Liegenden und fragt leise: „Wollen Sie morgen unter der Telegraphenstange 57 ein bißchen nachschauen?“

„Morgen hab ich Lobbelsbach längst hinter mir.“

„Läßt sich das nicht verschieben?“

„In Würben ist ein Bekannter, der behält mich ein paar Tage. Einem leeren Magen gibt man schwer 24 Stunden Wartezeit zu. Es ist nicht leicht, auf der Welt sein, wenn man nichts zu essen hat.“

„Wissen Sie das alte Sägewert?“

„Ja.“

„Und das Gasthaus dort mit dem Konsumverein?“

„Ja, auch.“

„Dort nächtigen Sie und essen. Ich mache heute noch alles klar dort oben und morgen vergessen Sie nicht Stange 57.“

Nun hat er das Gesicht eines Knaben, eines weichen Kindes, das nach der Mutter greift. Er will aufspringen, aber Beate ist davon. Kommt eben zurecht, Adriennens dritten Pilz zu bewundern.

Nachmittags muß sie zum Sägewert hinaus. Diesmal möchte sie allein gehen. In dem Paket in ihrer Tasche sind ihre Sandalen, es sind die einzigen Schuhe, die auch der Bursche tragen kann. Hat sie sich bisher manchmal ihres großen Fußes geschämt, heute ist sie froh darüber; die Sandalen werden ihm passen.

Beim Kaufmann besorgt sie noch ein Paar Socken, feste, zähe. Sie fliehet mit dem jüngsten Lehrbuben bis in die hinterste Ecke des Ladens. Es soll sie niemand Herrensocken kaufen sehen. Ein Ansjichtsfartenständer deckt sie freundschaftlich zu. Er ertweist ihr noch einen zweiten Dienst. In seinem Schatten erspäht sie, daß dort

borne neben der Kassa Adrienne steht, Süßigkeiten auswählt und — das Herz möchte ihr tanzen vor helllichten Jubels — jetzt tut sie ein Paket Bäckerei in die grobe Stofftasche eines Bauerndirndleins neben ihr, das bloß für ein paar Groschen Salz und Mehl holen kommt und das Geld umständlich aus dem Papier herausholt. Hat sie es nun gelernt, das Sehnsuchthaben nach dem Gutsein?

Bettelkreuz, freust du dich? Bettelherrgott, wird bald die geschundene Hand wieder lüde auf dem Balken liegen dürfen?

Jetzt schickt sich Adrienne an, zu gehen. Beate drückt sich ins Dunkel. Nur nicht gesehen werden! Endlich ist sie mit ihren Socken draußen. Die kommen nun hinein in die Sandalen und liegen in der dunklen Höhle wie ein lüchtes, flaumweiches Böglein, das auf die Welt wartet.

Langsam wandern die Telegraphenstangen an ihr vorüber, laufen den Weg an den drei Mühlen vorbei, machen die große Schlinge mit; schauen hinunter auf den Grenzbach. Steigen mit hochmütigen Schritten über den schmalen Strich, biegen die Kurve rechts hinauf. Zu ihren Füßen liegt der scharfe Schotter der neubestellten Straße. An der einsamen Bauernhütte, in der Gisela wohnt, vorbei, am Föhregrund vorüber, in die wunderbare Stille des hochstämmigen Waldes hinein. 56 — 57. Ein dicker Stamm zur Rechten macht den Wächter. Hinter ihm sollen die Schuhe warten. Sie teilt das Buschwerk — da leuchtet es rot. Erdbeeren! Ein Sträußlein reifer, roter, großer, wie man sie nur ganz hoch oben findet.

Dabei ein Zettel, einem Notizbuch entrisen. Ein Gedicht! Beate muß lächeln. Dann liest sie:

Beerlein am Wege,
tiefglutig rot,
Beerlein am Wege,
reisender Tod.
Bürpurnes Grüßen
in hoffendes Grün,
tiefdunkler Liebe
göttliches Blühen.
Wartendes Werden
in stiller Ruh.
Beerlein am Wege,
wie groß bist du.

Der Student.

Wie sie sich freut! Er ist noch ein Kind, er hat eine feine Seele, muß sie denken. Wenn sie ihm doch bliebe!

Aber die Seligkeit entfällt ihrem Antlitze. Student! Wieder einer aus dem Heer der Darbenden, die Geist und Seele mit dem Höchsten speisen und ihre Körper nicht sättigen können.

Ihr Wissen hinter der Stirne ist ein Schatz, ihr innerstes Ideal ein Kleinod:

aber unter den Sohlen haben sie keinen Streifen derbes Leder.

Sie haben keine harte Schale über der Feinheit ihrer Seele; sie werden viel verwundet, aber sie heben ihre Schmerzen nach innen.

O du doppeltes Gesicht der Welt!

Sie holt das Beerensträußlein aus dem grünen Bett, legt die Schuhe an ihre Stelle. Wann er hier war? Ob sie ihn wohl auf dem Weg zur Säge trifft? Sie möchte ihm nicht begegnen.

Bei der stillen, blassen Wirtin verhandelt sie für einen Wanderburschen, der heut nacht hierher schlafen kommt. Bezahlte ein Abendessen und Herberge für diese Nacht; ein Eßpaket soll sie ihm noch richten für den Weiterrweg. Nur Wein und Bier dürfe sie ihm nicht geben.

Auf dem Heimweg tut ihr jeder Schritt wohl. Die Fichtenspitzelein lächeln und die Eichhörchen springen und turnen munterer als sonst. Die Sonnenringel auf der Straße aber haben die Gesichter pausbäckiger Engel. Der 57er-Stange späht sie schnell hinter den Rücken. Unberührt träumen die Sandalen; warten. Sie nimmt einen Abkürzungsweg hinunter in den Markt, damit sie ihn nicht treffe.

Am nächsten Morgen aber macht die ganze Gesellschaft eine Partie gegen die Waldener Schwaig; sie wollten das alte Forsthaus sehen und die Villa des Professors von Wien, die wie ein Stück Märchen über dem Walde hängt und Ausschau hält in die Schlucht und über den wilden Wasserfaden tief drunten.

Beate und Adrienne, die sich gestern mit dem Du-Wort nahegekommen sind, Frau Mittermeier mit Erwin und Ditha sind dabei. Auch Lizzi und Rainer, die beiden Hofratskinder, mit ihrer ständig zitternden Mademoiselle.

Die Straße ist breit und still. Eichhörchen jagen einander, daß die Äste der Fichtenwipfel wie die Wellen eines grünen Meeres steigen und fallen. Zweimal läuft ein Reh über den Weg, da jauchzen die Kinder und ein neues Erwachen im Gesicht. Wunderbar ist der Tag, die Sonne tut nicht weh, preßt nur den Bäumen die Säfte aus. Die Menschenlungen können sie trinken, sie stillen ihren Durst. Hier und da himmelt es auf eine Waldblichtung.

Zur Rechten ein brauner Berg, gefällte Stämme, Schlagholz. Eine Pyramide von Kraft. Die Kinder sind weit voraus, sie jubeln; sehen, daß es hier einen wunderbaren Aufstieg gibt, nehmen gar nicht Notiz von dem Mann, der im Schatten der Stämme sitzt und ein Stück Brot isst. Ehe sie ihn wahrnehmen, hat er sich am Waldrand verborgen.

(Fortsetzung folgt.)



Badenia-Verlag, Karlsruhe:

„Golgatha, Wissenschaft und Mystik“ von Dr. R. W. Hynel. 300 Seiten, kart. RM. 3.20

Eine neue medizinisch-apologetische Studie über das heilige Grabtinnen von Turin liegt vor uns. Erntet versucht hier ein Fachmann wissenschaftlich die Echtheit nachzuweisen an Hand von vielen photographischen Wiedergaben und Beweisen. Auch werden Vergleiche angestellt zwischen Turin, Dülmener und Konnersreuth.

„Die Geheimnisse des göttlichen Antlitzes“ von Dr. R. W. Hynel. S. 150, RM. 2.20 kart. Die Fülle des Stoffes wird hier mehr erbaulich dargestellt.

„Macht euch bereit“ von Prof. R. Dörner. 99 Seiten. Preis geb. RM. 1.70 kart. RM. 1.30. Lesungen für Mutter und Kind zur Herzensvorbereitung auf die erste hl. Kommunion. Den Weg zum Kinderherzen will dir dieses Büchlein bahnen helfen, du besorgte Mutter.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

„Reisende Jugend“ von Klara Wirth. 32 Seiten, kart. RM. 0.50.

Das Schriftchen will den Eltern eine Erziehungshilfe sein für die körperlich und seelisch-geistige Reisezeit der Jugend.

„Die Familie vor Gott“ von Edmund Kronberger. 80 Seiten, kart. RM. 1.—

Für die Eltern geschrieben zeigt es auf wie die Familie sich selbst heiligen muß, um Erdenkraft mit Himmelsliebe verbinden zu können.

„Reisende Frucht“ von Schw. Alfrieda O. F. S. 20 Seiten, kart. RM. 0.25.

Merkworte für die weibliche Jugend.

„Wer mich findet, findet das Leben“ von H. Niebeler. 16 Seiten, kart. RM. 0.23.

Eine kirchliche Marienfeier.

„Dein äußerer und dein innerer Mensch“ von Luise Willach. 32 Seiten, kart. RM. 0.23.

Durch tägliches Arbeiten an dir selbst, durch feste Selbstbeherrschung wird deine seelische Schönheit auch durch die äußere Hülle leuchten.

„Feierstunden des Lebens“ von Luise Willach. 24 Seiten, kart. 0.20 RM.

„Liebenswürdig als Mensch und als Heilige“ von Gertrud Frenck. 52 Seiten, kart. 0.60 RM.

Aus dem Leben der hl. Theresia v. Avila wird aufgezeigt wie sie das Ideal einer liebenswürdigen, vollkommenen Heiligkeit verkörpert.

„Passionsbüchlein“ von Josef Wildt. Fastenandachten für die 40 Tage der Fastenzeit.

„Heilige Mütter“ von Magdalena Frank. 32 S., kart. 0.30 RM.

An heiligen Müttern mußt du dir immer wieder ein Beispiel nehmen und von ihnen lernen deine heiligen Mutterpflichten treu zu erfüllen.

„Christlicher Heldenmut“ von Joh. Binkowski. 40 Seiten, kart. RM. 0.35.

Drei Wesenszüge des echten Christus Jüngers nur werden klar herausgestellt.

„Vater, ich habe gesündigt“ von P. Adolf v. Doh. 32 Seiten, kart. RM. 0.20.

Herrliche Gedanken über die hl. Beichte, wie sie nur ein Doh schreiben konnte.

„Von der Ehre, sofern sie den Christen angeht“ 32 Seiten, kart. RM. 0.35.

Ein Christ muß von der Ehre, die ihm als Gotteskind zukommt überzeugt sein. Und diese Ehre darf ihm niemand rauben.

„Ludger und Gertrud“ von Hubert Göbels. 136 Seiten, Preis geb. RM. 2.70.

Eine Kommuniongeschichte in sehr lebendiger Form. Ludger und Gertrud, die beiden Kommunionkinder, sind keine Kopfhänger, sondern sind heiter und fidel, aber dennoch wissen sie den Heiland recht lieb zu haben und ihm viele Freuden zu machen.

Christkönigs-Verlag, Meitingen bei Augsburg:

Nr. 24. Die heilige Rioba. Von E. Schneider. Schildert das geistige und frauliche und mütterliche Wirken dieser Erzieherin des ersten christlichen Geschlechtes Deutschlands.

Vollausgabe 25 Pfg. als Pergamentausgabe 65 Pfg. und in Ganzleinen 95 Pfg.

„Der erste Brief Pauli an Timotheus“ ist in der Schriftenreihe Lebensschule der hl. Schrift Nr. 7 neu erschienen. Eine gute volkstümliche Erklärung der hl. Schrift mit kurzer Einführung. Preis (einzeln) 25 Pfg.

Herold-Verlag G. m. b. H. München (Solln vor München):

„Dorfleute“ von Alois Klug. 170 Seiten, brosch. RM. 2.—

Die Dorfgeschichte, die sich im Riesengebirge abspielt erzählt von der Armut des Riesengebirgers. Aber dennoch ist er zufrieden, denn er weiß einfach zu leben und aus einem tief religiösen Glauben heraus die Welt und die Dinge zu betrachten.

„Blaue Berge — grüne Täler“ von Alois Klug. 114 Seiten, brosch. RM. 2.80.

Das Lebensschicksal eines Baudenlehrers im sudetendeutschen Riesengebirge wird verwoben mit einer wunderbaren Schilderung von Heimat und Landschaft. Heraus aus der übersättigten Kultur, zurück zur Einfachheit ist heute das berechtigte Bestreben vieler.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich. P. G. A. Rottmann, Würzburg, Röntgenring 3 — Verlag: Mariannhiller Mission Würzburg. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben